

Der böse Traum.

Von

Julius Lohmeyer.

Zu einer Original-Zeichnung von Paul Thumann.

Nun denkt euch, neulich nach der Schule,
Als Liesel gerade ganz allein,
Riçt sie im grünen Polsterstuhle
Mit ihrer lieben Emmy ein.

Ihr wißt, die Emmy ist ihr Leben,
Ihr Glück im Wachen und im Traum;
Es mag wohl schönre Puppen geben,
Doch eine süßre Puppe kaum.

Wie hold schlägt sie die Augen nieder!

Wie lächelt sie so wundernett!

Wie stattlich sitzt ihr Kleid und Nieder,

Wie allerliebste das Sammtbarett! —

Nun schlief das Paar. Am Fenster surrte

Nur eine Fliege dann und wann;

Leis tikt die Uhr; — da plötzlich knurrte

Der Spigel, und schlich schnell heran.

Der Spigel nämlich, müßt ihr wissen,

Ist längst der Emmy spinnefeind;

Schon einmal hat er sie gebissen,

Aus purem Neid, wie Liesel meint.

Und er, der sonst doch so bescheiden

Und freundlich wedelnd Jedem naht,

Jetzt steht er grimmig vor den Beiden

Und sinnt auf schändlichen Berrath.

Er reißt herab von Liesels Knien
Ihr Puppenkind voll Mordbegier,
Und will schon mit dem Raub entfliehen,
Und zerrt sein Opfer nach der Thür —

Da plötzlich, — ach! zu wahren Glücke,
Erwacht die Liesel noch und sieht,
Was er vollbracht in arger Tücke
Und wie er durch den Vorfaal flieht.

Sie eilt ihm nach mit lautem Rufen
Und schaut, wie er ihr holdes Kind
Hinunter schleift die Treppenstufen
Und jetzt durch's Gatterthor entriunt.

In Angst und Schrecken folgt ihm Liesel,

Sie jagt dem Puppenräuber nach

Durch Hof und Garten, Feld und Wiese —

Da hält er — ha! am Mühlenbach!

Und dort — grad an den tiefften Stellen —

Wirft er ihr Kind mit frevlem Muth

Vom Brückenrande in die Wellen — —

Nur noch ein Bein entragt der Fluth!

Die Liesel sieht und eilt die Stufen

Zum Wehr hinab in hastigem Lauf — —

Da plötzlich hört Mama sie rufen,

Und schlägt erstaunt die Augen auf.

Sie sieht — mit wonnefeulgem Schrecke:

Sie ist daheim, sie träumte bloß;

Der Spigel schläft dort in der Ecke,

Die Emmy ruht auf ihrem Schooß.



Sie drückt, die ihr so lieb und theuer,
An's Herz vor Lust, und weint und lacht:
Sie hat geträumt das Abenteuer,
Geträumt auch, daß sie aufgewacht.

Jedoch wie konnte sie auch denken,
Daß Spigel so voll arger List!
Schon der Verdacht müßt' tief ihn kränken,
Da er doch Emmys Pathe ist.

Zur Ernte - Zeit.

Von Johannes Trojan. Mit einem Bilde von Ludwig Richter.



Es glänzt das Korn wie mattes Gold, auf schlanken
Halmen wiegen die Aehren sich und schwancken —

Und neigen sich hernieder schwer und müde;
Noch liegt auf weitem Feld tieffstiller Friede.

Da ruft die erste Sense; aus der Weite
Antwortet ihr mit scharfem Klang die zweite.

Nun wird's lebendig! Wohlbewehrte Ritter,
Zur muntern Feldschlacht ziehen aus die Schnitter.

O Himmel, blick' nun freundlich auf die Erde,
Daß, was du gabst, auch wohl geborgen werde.

Und hast du dann das Brod uns zugemessen,
So gieb uns auch, daß wir's in Frieden essen.

Und gieb uns auch, du Geber aller Gaben,
Daß es ausreicht, bis wir das neue haben.

Der Schlosser von Philadelphia.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von

W. Ziethe.

Original-Zeichnungen von Julius Kleinmichel.

(Schluß.)

Endlich war die Untersuchung beendet, und das Urtheil sollte gesprochen werden. Meister Sparks wurde vor die Geschworenen geführt. Der Saal, in welchem die Verhandlungen geschehen sollten, war von neugierigen und theilnehmenden Zuschauern bis auf den letzten Platz gefüllt. Aller Augen blickten gespannt und mitleidig auf den einst so geachteten Mann, welcher bleich und matt, aber doch im Gefühle seiner Unschuld mit erhobenem Haupte vor seinem Richter stand. Der Staatsanwalt erhob die Anklage. Er wies zuerst mit beredten Worten auf die Größe und Schwere des begangenen Verbrechens hin und schilderte sodann sehr ausführlich die geschickte und kunstfertige Art, mit welcher es ausge-

führt worden war, und die schlechterdings nur auf eine sachverständige Hand schließen ließ. Nun folgte die Erzählung von dem, was der Tischler Harrison in jener Nacht gesehen hatte. Es wurde von dem öffentlichen Ankläger mit ganz besonderem Nachdruck hervorgehoben, daß Sparks zu einer so außergewöhnlichen Stunde an dem Orte, wo der Diebstahl geschehen, von dem Zeugen bemerkt und erkannt worden sei, daß der Schlosser hierbei eine sehr befremdliche Verlegenheit bewiesen, indem er dem Nachbar, der ihn freundlich angeredet, kein einziges Wort erwidert und sich, offenbar aus Furcht vor Entdeckung, nur um so eifriger vor ihm zu verbergen gesucht habe. Wenn dies schon ein böses Gewissen verrathen habe, so sei dies auch in der nachfolgenden Untersuchung

zu Tage gekommen, indem der Angeklagte trotz aller Ermahnungen und Vorstellungen durchaus nicht habe gestehen wollen, warum er zu einer so ungewöhnlichen Zeit dort in der Nähe des Bankgebäudes sich aufgehalten und verborgen habe. Schon aus diesem Umstande könne man mit aller Bestimmtheit darauf schließen, daß er jedenfalls auf einem bösen und verbrecherischen Wege gewesen sei. Auch der Vorfall mit dem Kaufmann Drummond wurde nicht vergessen, sondern mit allem Nachdruck hervorgehoben, daß Sparks bei dieser Gelegenheit eine sehr erstaunenswerthe Geldsucht, die leider das Schlimmste von ihm erwarten ließe, gezeigt und dadurch seine wahre Gesinnung in ihrer ganzen Blöße enthüllt habe. Der Staatsanwalt schloß endlich, indem er an die Geschworenen die dringende Bitte richtete, sich durch den äußeren Schein der Rechtschaffenheit, welchen der Verbrecher sich kluger Weise zu geben verstanden hätte, durchaus nicht blenden zu lassen, sondern in diesem so ernstern und schweren Falle, welcher die Sicherheit von ganz Philadelphia bedrohe, ohne jegliche Menschenfurcht und Menschengefälligkeit ein entschiedenes und gerechtes Urtheil zu sprechen.

Der Bertheidiger des armen Sparks hatte den angeführten Beschuldigungen und Verdachtsgründen gegenüber keinen leichten Stand. Aber er that, was er konnte, um die vorgebrachte Anklage mit ihren scheinbaren Beweisgründen zu entkräften. Er schilderte mit großer Wärme den unbescholtenen Wandel, den der Angeschuldigte seit beinahe zwanzig Jahren vor den Augen seiner Mitbürger geführt, und durch den er sich das Vertrauen und die Achtung derselben in so reichem Maße erworben habe. Er bestritt sodann, daß der Gang durch eine öffentliche Straße der Stadt, selbst zur Stunde der Mitternacht, Verdacht erregen könnte, und wies darauf hin, daß gewiß viele unter den Versammelten, vielleicht auch unter den Geschworenen, in derselben Nacht an demselben Hause vorübergegangen wären und sich mit Recht nicht wenig wundern würden, wenn man sie um deswillen eines so schweren Verbrechens beschuldigen wollte. Er gab zu, daß der Diebstahl von geschickter und sachverständiger Hand ausgeführt worden sei, warf aber sofort die Frage auf, warum man denn durchaus die Schmach der bösen That auf einen Bürger von Philadelphia werfen wolle, während sie doch ebenso gut von irgend einem Fremden begangen sein könnte. Den Vorfall mit dem Kaufmann Drummond, welchen der Staatsanwalt zur Verdächtigung des Angeklagten benutzt hatte, stellte er in einem ganz andern Lichte dar und zeigte, daß der Meister hier in seinem vollen Rechte gewesen

wäre. Hierauf suchte er die Beschuldigungen zu entkräften, die sich auf das Schweigen des Angeklagten gründeten. Er stellte die Behauptung auf, daß Sparks, wenn er den Diebstahl wirklich hätte begangen wollen, sich dann auf jeden Fall nach irgend einer wahrscheinlich klingenden Ausrede schon vorher umgesehen haben würde. Es sei kein Zeichen eines bösen Gewissens, sondern im Gegentheil eines freien und hohen Muthes, daß er im Gefühle seiner Unschuld alle derartigen Mittel verschmähe. Jeder unbefangene und redliche Mann könne und müsse ihn gerade um deswillen von Herzen bemitleiden und ehren. Das Verbrechen, das inmitten dieser Stadt geschehen, sei zwar in Wahrheit sehr beklagenswerth. Aber noch viel trauriger und beklagenswerther würde es sein, wenn ein rechtschaffener und unbescholtener Mann in grundloser und leichtfertiger Weise verurtheilt würde. Dann sei niemand unter den Anwesenden, auch niemand unter den Geschworenen mehr sicher, daß er nicht ebenfalls zu jeder beliebigen Zeit und aus irgend einem Verdachtsgrunde unter Anklage gestellt werden könnte. Der Bertheidiger wies zuletzt noch darauf hin, wie schwer der Angeklagte durch die wochenlange Haft an Leib und Seele gelitten habe, und wie er an seiner Ehre und in seinem Geschäfte geschädigt worden sei. Er bat und ermahnte die Geschworenen schließlich mit warmen und ergreifenden Worten, daß sie den unschuldigen Mann nunmehr durch ein freisprechendes Urtheil für alles, was er bisher erduldet, in genügender Weise entschädigen, seinen guten Namen, der so leichtsinnig und unverantwortlich verletzt worden sei, wiederherstellen und durch ihren Ausspruch die Thränen seines ehrwürdigen Vaters, seiner braven Gattin und seiner armen Kinder endlich wieder trocken möchten.

Die Rede des Bertheidigers hatte sichtlich einen tiefen Eindruck gemacht und hinterlassen. Das las man deutlich in den Mienen der Geschworenen und der Richter. Das merkte man auch den Zuschauern an, die sie mit lauten Zeichen des Beifalls angehört hatten und nun mit theilnehmenden und mitleidigen Augen auf den Angeklagten blickten. Der günstige Eindruck wurde durch die warmen und kräftigen Worte, welche Sparks selbst zu seiner Bertheidigung redete, nicht unerheblich verstärkt. Auch die Mehrzahl der Zeugen sprach sich für den Angeschuldigten günstig und wohlwollend aus. Der vorsitzende Richter wiederholte sodann, was für und gegen den Angeklagten spräche, wies darauf hin, daß allerdings kein schlagender Beweis für seine Schuld vorhanden wäre, und ermahnte die Geschwo-

renen, nunmehr nach ihrer Ueberzeugung ein unbefangenes Urtheil zu fällen, wie sie es vor Gott und ihrem Gewissen verantworten könnten. Damit war die Verhandlung zu Ende, und die Geschworenen zogen sich, um ihren Spruch mit einander zu berathen, auf ihr Zimmer zurück. Eine Viertelstunde peinlichen Wartens schlich langsam und zögernd dahin. Endlich traten sie wieder in den Saal, und einer aus ihrer Mitte verkündigte das Urtheil: „Nicht schuldig!“ Es wurde von der ganzen Versammlung mit lautem Jubel aufgenommen und begrüßt. Die Richter sprachen den Angeklagten frei, und er wurde sofort aus seiner Haft entlassen. Er

seiner Lieben. Der drückende Verdacht, der so lange und so schwer auf ihm gelastet hatte, war von ihm genommen. Er konnte jetzt wieder, wie früher, seinen Mitbürgern frei und offen in das Auge blicken. Die Arbeit schmeckte noch einmal so gut nach dem traurigen Nichtsthun, zu welchem er durch die lange Haft gezwungen worden war. Und das süße Glück seines Hauses erschien ihm um so süßer und so lieblicher, da er dasselbe so schwer und so lange hatte entbehren müssen.

Aber die traurigen Folgen jener unglücklichen Nacht sollten sich noch einmal, und zwar noch verhängnißvoller, geltend machen. Es waren doch Viele



danke seinem wackeren Bertheidiger mit warmen und herzlichen Worten und verließ den Saal. Draußen empfing ihn das Jauchzen der Volksmenge, und seine Nachbarn und Freunde traten herzu, um ihn zu seiner Freisprechung ihre aufrichtigen Glückwünsche darzubringen. Und so ging er, von einer fröhlichen und jubelnden Schaar geleitet, heim in sein Haus, wo ihn sein ehrwürdiger Vater, sein treues Weib und seine glücklichen Kinder mit offenen Armen und unter Thränen der Liebe und Freude begrüßten.

6.

Der Freisprechung des wackeren Schlossers folgten zunächst einige sehr glückliche Tage und Wochen. Er war nun wieder daheim in dem trauten Kreise

in der Stadt, die mit dem freisprechenden Urtheile der Geschworenen in ihrem Herzen durchaus nicht einverstanden waren. Die Vorsteher der bestohlenen Bank sprachen es bald leiser und bald lauter aller Orten aus, daß sie an der Schuld des Schlossers nicht zweifelten, wenn sie auch die Anklage aus Mangel an den gesetzlichen Beweisen hätten fallen lassen müssen. Der Mann habe eben sein Verbrechen sehr schlau und verschmitzt unternommen und ausgeführt. Es sei traurig, daß man ihn des Diebstahls nicht habe überführen können; aber nur schwachsinnige Leute könnten sich dadurch in ihrer Ueberzeugung irre machen lassen. Sie wollten nicht zu solchen gehören und wüßten recht gut, was sie davon zu denken hätten. Der reiche Drummond sprach in ganz

ähnlicher Weise, da er noch immer nicht vergessen und vergeben konnte, wie arg ihm der Schlosser seiner Meinung nach mitgespielt hatte. Die heimlichen Reider und Feinde, welche Sparks unter seinen Mitbürgern und namentlich unter seinen Standesgenossen hatte, stimmten solchen Reden gar zu gern bei und verbreiteten dieselben, so viel und so weit sie konnten. Es fehlte nicht an leichtgläubigen und gedankenlosen Menschen, die sich dadurch in ihrer Ansicht bestimmen ließen. Hierzu kamen noch die Böswilligen, die sich immer von ganzer Seele darüber freuen, wenn irgend ein ehrlicher Mann angeschwärzt und verläumdert wird, und mit wahrer Herzenslust daran arbeiten, den guten Namen ihres Nächsten um so tiefer in den Staub und Schmutz zu treten.

Die Volksgunst ist von je her wankelmüthig und launenhaft gewesen, wie das Wetter im April. Da strahlt die Sonne so golden und so glänzend vom klaren, blauen Himmel hernieder, und in der nächsten Stunde schon hat sie sich hinter schweren, düsteren Wolken verborgen, und kalte Regenschauer, mit Hagel und Schnee vermischt, verwandeln die kurze Frühlingswonne wieder in unbehagliches Winterwetter. Ebenso erhebt die unbeständige und wankelmüthige Volksmenge ihren Günstling wohl hoch hinauf zum Himmel, um ihn nach kurzer Zeit nur um so tiefer sinken und fallen zu lassen. Das mußte die arme Familie des Schlossermeisters nur zu bald und zu schwer fühlen und erfahren. Die Kinder kamen öfters aus der Schule und klagten mit Thränen, was sie aus dem Munde ihrer Mitschüler gehört hatten, und die Eltern hatten große Mühe, sie darüber zu beruhigen und zu trösten. Die Nachbarn und Freunde zogen sich allmählich immer mehr von Sparks und seinem Hause zurück. Kein Einziger von ihnen sprach sich offen und ehrlich über den Verdacht aus, den er in seinem Herzen hegte. Aber die kalten Blicke, die kurzen und verlegenen Worte verriethen zur Genüge, was sie ganz im Stillen dachten. Sparks war viel zu klug und scharfblickend, als daß ihm dies hätte entgehen können. Es schmerzte ihn natürlich sehr tief, daß er fast überall einem unverdienten Mißtrauen und einer peinlichen Kälte begegnete. Er ertrug dies anfänglich still und geduldig, da er sich auf keine Weise dagegen wehren und schützen konnte, und tröstete sich mit seinem guten Gewissen und mit der Hoffnung, daß seine Mitbürger doch nach und nach, wenn sie seinen redlichen Wandel sähen, ihre Gesinnung wieder zu seinen Gunsten ändern würden. Allein die Sache wurde von Woche zu Woche nicht besser, sondern im Gegentheile nur immer

trauriger und schlimmer. Die Kunden, die einst seine fleißige und geschickte Hand fortwährend so zahlreich in Anspruch genommen hatten, blieben nach und nach sämmtlich aus. Ein Gesell nach dem andern mußte entlassen werden, weil der Meister ihm keine Arbeit mehr geben konnte. Es ward immer öder und einsamer in der einst so lauten und geschäftigen Werkstatt. Der letzte Gesell, welcher das Haus verließ, war William Flighter. Sparks hatte den leichtsinnigen Jüngling schon früher sehr ernst zur Rede gestellt und ihn mit eindringlichen Worten darauf hingewiesen, was er allein um seinetwillen erlitten und geduldet hätte. William hatte schweigend und mit niedergeschlagenen Augen zugehört; aber kein Wort eines offenen und ehrlichen Geständnisses, keine Bitte um Vergebung, kein Versprechen der Besserung war damals über seine Lippen gekommen. Jetzt schied er unter Thränen von seinem wackeren Meister, der ihn noch einmal an das Sterbebett seines Vaters erinnerte und ihn mit herzlichster Liebe beschwor, seinen Sinn zu ändern und seinen Wandel zu bessern.

Die Werkstatt war geschlossen, der Laden war verödet. Keine Arbeit wurde bei dem Schlosser mehr bestellt, keine Waare wurde bei ihm mehr gekauft. Ueberall sah er nur feindselige, mißtrauische, oder, wenn es hoch kam, verlegene Mienen. Niemand grüßte ihn, niemand gönnte ihm ein freundliches Wort, das ihn hätte ermuntern und aufrichten können. Auch diese schwere Zeit hielt die arme Familie still und geduldig aus, und die so hart heimgesuchten Hausgenossen erquickten und trösteten sich durch das Vertrauen zu Gott und durch die Liebe, die sie sich untereinander um so herzlicher erwiesen. Aber die Ersparnisse besserer Zeiten wurden nach und nach aufgezehrt. Noth und Mangel kehrten unter ihrem Dache ein und setzten sich alle Tage mit ihnen an den Tisch. Was nur an Hausgeräth und Kleidung, an Schmuckstücken und Wäsche entbehrlich war, wurde nach und nach versetzt oder verkauft, um von dem Ertrage den nothdürftigsten Lebensunterhalt zu bestreiten. Diese Hilfsquellen flossen mit der Zeit immer spärlicher und versiegten endlich ganz. Zuletzt waren den Armen nur noch die leeren Wände geblieben, und die Noth wurde immer schwerer und drückender.

Es war nur noch ein einziger Ausweg übrig, zu welchem sich die Bedrängten, wenn auch mit betrübtem Herzen, doch endlich entschließen mußten. Wohl war es ihnen ein großer Schmerz, aus der Stadt zu scheiden, die ihnen eine theure Heimath und so lange Zeit hindurch eine Stätte süßen und

trauten Glückes gewesen war. Aber sie mußten es sich selbst sagen, es war ganz und gar unmöglich, unter diesen Umständen länger an einem Orte zu bleiben, wo ihre Mitbürger mit Argwohn auf sie blickten und sie sogar mit Mißtrauen und Verachtung behandelten. Amerika war groß genug, um in seinen Gränzen eine neue Heimath zu suchen und zu gründen, wo sie durch ehrliche Arbeit sich ernähren konnten. Die arme Familie besaß nicht viele Habseligkeiten mehr, die ihnen den Umzug erschwerten. Ihre Güter waren bald gepackt, und so verließen sie eines Tages mit trauerndem Herzen und weinenden Augen, aber doch auch mit getroster Hoffnung, die Stadt Philadelphia. Der alte Vater Sparks faltete seine Hände und betete mit tiefbewegter Stimme den Spruch: „Siehe, ich bin mit dir, und will dich behüten, wo du hinziehst, und will dich wieder herbringen in dies Land; denn ich will dich nicht lassen, bis daß ich thue alles, was ich dir geredet habe.“ Dies Wort klang ihnen allen wie eine tröstliche Verheißung des Herrn, ihres Gottes, in das Herz. Der Großvater sprach dazu ein ernstes und festes: „In Gottes Namen!“ und so wanderten sie mit einander nach dem Hafen. Kein Freund geleitete sie auf ihrem Wege, keiner ihrer früheren Bekannten bot ihnen einen herzlichen Abschiedsgruß. Sie bestiegen ein Dampfboot, fuhren mit demselben den Schuylkill-Fluß hinauf und ließen sich in dem Städtchen Norristown nieder.

Hier kannte sie niemand, hier empfing sie niemand mit Verachtung und Mißtrauen. Der fleißige und geschickte Meister fand bald Arbeit vollauf, und nach wenigen Monaten erblühten neues Glück und neuer Wohlstand der schwergelährten Familie. Die Kinder hatten in der neuen Umgebung der alten Heimath bald vergessen. Sie blickten wieder mit fröhlichen Augen um sich und belebten mit ihrem heiteren Lachen und Plaudern das ganze Haus. Auch die Eltern und der Großvater, obgleich sie oft mit stiller Wehmuth der schmerzlichen Vergangenheit gedachten, fühlten sich allmählich behaglich und glücklich in den neuen Lebenskreisen, die sich ihnen erschlossen. Ein frischer Muth war über sie gekommen, und mit freudiger Hoffnung gingen sie wieder einer besseren und schöneren Zukunft entgegen.

Aber — das kaum gefundene und gefühlte Glück sollte leider nur zu bald ein trauriges Ende nehmen. Eines Tages ging Meister Sparks mit seinem Handwerkszeuge zu einem seiner Kunden, um in dem Hause desselben eine Arbeit auszuführen. Da begegnete er ganz unerwartet auf der Straße seinem alten Feinde Drummond, der auf einer Reise

von Philadelphia nach den blauen Bergen in das Städtchen gekommen war und sich einige Tage dort bei seinen Verwandten aufhielt. Der reiche Kaufmann erkannte sofort den Mann, der ihn einst so tief und schwer beleidigt hatte. Er hatte seinen alten Groll noch immer nicht überwunden und vergessen. So machte er dem demselben Lust, indem er in der ganzen Stadt bei allen seinen Freunden und Bekannten erzählte, welcher Verdacht auf dem Schlossermeister lastete. Es dauerte nicht lange, so hatte sich die Nachricht von einem Hause zu dem andern verbreitet, und es ging der armen Familie in der neuen Heimath bald nicht besser, als in Philadelphia. Niemand wollte mit ihnen umgehen, niemand wollte dem so übel berüchtigten Meister einen Auftrag geben und ihm auch nur die geringste Arbeit anvertrauen.

Diesmal besannen sich unsere Freunde nicht so lange, sondern verließen gar bald das kleine Städtchen. Sie zogen über das Gebirge, stiegen in das Thal des Susquehanna-Flusses hernieder und schlugen ihren neuen Wohnsitz in der Stadt Sunbury auf. Hier erging es ihnen in ähnlicher Weise. Man kam ihnen zuerst freundlich und liebevoll entgegen. Sparks gewann sich schnell einen Kreis guter Kunden, die seinen Fleiß und seine Kunstfertigkeit anerkannten und rühmten. Nach einigen Monaten aber war es auch hier wieder vorbei. Durch irgend einen Umstand hatte man in Norristown erfahren, wohin der Schlossermeister mit seiner Familie gezogen war. Es kamen Briefe, die seine Vergangenheit enthüllten und ihn verdächtigten, so daß ihm wieder nichts weiter übrig blieb, als von neuem zum Wanderstabe zu greifen und sich mit den Seinen eine andere Heimath zu suchen.

7.

Es ist nicht möglich, aber auch nicht nöthig, alle die einzelnen Städte hier aufzuzählen, in denen die Armen sich nach und nach niederließen, und die sie immer wieder aus denselben Gründen nach kurzer Zeit verlassen mußten. So hatten sie endlich den heimathlichen Staat Pennsylvanien nach seiner ganzen Länge durchzogen. So hatten sie zuletzt die Stadt Pittsburg verlassen, wo man sie ebenfalls schließlich verdächtig und gemieden hatte. Sie zogen ihres Weges weiter nach Westen und wollten nun ihr Heil in Middletown versuchen. Sie wanderten zu Fuß und führten ihre geringe Habe auf einem kleinen Handwagen mit sich, der von dem Vater und den Kindern abwechselnd gezogen wurde.

Eben hatten sie die letzte Anhöhe vor Middle-

town erreicht. Da lag nun die Stadt, das nächste Ziel ihrer Wanderung, still und friedlich unten im Thale zu ihren Füßen. Ermüdet ließen sie sich neben der Landstraße in dem Schatten eines Baumes nieder, um sich für die letzte Strecke Weges, die sie zu vollenden hatten, noch eine Weile zu ruhen und zu stärken. Ihre Herzen waren sehr verzagt und traurig. Sie redeten mit einander von allen den trüben Erfahrungen, die sie in den letzten zwei Jahren gemacht hatten, und fragten sich mit großer Bangigkeit, ob es ihnen hier in Middletown wohl endlich besser ergehen würde. Sie vermehrten ihren Schmerz, indem sie mit trauernder Wehmuth

gegeben, daß für die so schwer geprüfte Familie doch endlich wieder eine bessere und glücklichere Zeit anbrechen würde. Er legte seinem bekümmerten Sohne die Hand auf die Schulter und sprach mit fester Stimme: „Fürchte dich nicht, glaube nur! Recht muß doch Recht bleiben. Dem Gerechten wird das Licht immer wieder aufgehen, und Freude dem frommen Herzen. Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn; er wird es wohl machen.“

Da kam ein Wandersmann auf der Straße daher, welche der Schlossermeister mit seiner Familie so eben zurückgelegt hatte. Der Fremde kam näher und immer näher. Sie achteten kaum auf



des friedlichen Glückes gedachten, das sie dereinst in der heimatlichen Stadt Philadelphia genossen hatten.

Die drei Kinder lagen bekümmert und müde neben einander im Grase und sprachen kein Wort. Frau Judith weinte bittere und heiße Thränen über das Unglück, welches nach Gottes Rath und Willen über sie gekommen war und sie so anhaltend verfolgte. Sparks, der neben ihr auf einem Steine saß, blickte stumm und trüben Auges vor sich hin. Ach, seine Kraft war beinahe erschöpft, sein Muth war in allen diesen erfolglosen Kämpfen fast gänzlich gebrochen worden. Nur sein alter, ehrwürdiger Vater hatte noch immer die Hoffnung nicht auf-

ihn in der Betrübniß ihres Herzens. Jetzt hatte er die Ruhenden erreicht und wollte mit einem freundlichen Gruße an ihnen vorüberziehen. Da blickte er flüchtig auf die Gruppe, die im Schatten des Baumes sich gelagert hatte. Er blieb verwundert stehen, als wenn er seinen Augen nicht trauen wollte. Dann machte er eine Bewegung der Freude und war mit schnellem Schritte mitten unter ihnen. Der Fremde war William Flighter. Er umarmte jubelnd und mit Freudenthränen seinen wackeren Meister und rief endlich mit jauchzender Stimme: „Gott sei Dank, daß ich Euch endlich gefunden habe! Meister, lieber Meister, alle Noth ist nun vorüber, und es wird alles, alles wieder gut werden. Eure

Unschuld ist an den Tag gekommen. Der Dieb, der die Bank bestohlen hat, ist entdeckt und hat seine Strafe schon dafür empfangen. Die ganze Stadt Philadelphia wartet nur darauf, daß Ihr wieder dorthin zurückkehret. Alles sehnt sich danach, Euch mit offenen Armen zu empfangen und Euch das Leid und die Trübsal, die Ihr so lange Zeit und in so unverdienter Weise getragen habt, mit neuem Vertrauen und herzlicher Liebe zu vergelten.“

Das war eine Botschaft des Glückes und der Freude! Die sechs Menschen, die eben noch kurz vorher so niedergeschlagen und traurig gewesen waren, sprangen jubelnd in die Höhe. Sie umringten alle mit einander den so willkommenen Boten. Sie schlossen ihn mit Entzücken in ihre Arme und küßten ihn unter Freudenthränen und mit herzinniger Liebe. Als der erste Sturm der Freude sich etwas gelegt hatte, mußte William sich neben seinen Freunden niederlassen und ihnen alles, was er wußte, berichten. Er erzählte nun, während die Augen sämtlicher Familienglieder mit großer Spannung auf ihn gerichtet waren. „Vor einigen Wochen ist in Albany ein Schlosser, Namens Summers, bei einem bedeutenden Diebstahle ergriffen und in Haft genommen worden. Die hierauf bei ihm veranstaltete Haussuchung brachte unter vielem andern auch die der Bank gestohlenen Banknoten an das Licht. In der darauf folgenden Untersuchung gestand der Verbrecher ohne weiteres den begangenen Raub ein und beschrieb ausführlich, wann und wie er denselben ausgeführt habe. Ein Mitglied unseres Stadtrathes und ebenso der Vorsteher der Bank sind auf die empfangene Anzeige sofort nach Albany gereist und haben den sämtlichen Verhören beigewohnt. Summers hat auf ihre Fragen ausdrücklich bezeugt, daß er Euch, Meister, niemals in seinem Leben gesehen, und daß er den in Rede stehenden Diebstahl ganz allein vollführt hat. Er hat bald darauf die Strafe für seine vielen Missethaten empfangen. Die Bank ist auf diese Weise wieder in den Besitz fast des ganzen ihr damals gestohlenen Gutes gekommen. In Philadelphia aber ist Euer Name seitdem in Aller Munde. Jedermann wundert sich, daß man überhaupt solchen Verdacht auf einen so unbefoltenen und redlichen Mann werfen konnte. Jedermann will jetzt Eure Unschuld vorhergesehen und vertheidigt haben. Eure Widersacher von damals sind beschämt, und ihre Anklagen sind verstummt. Es geht nur eine einzige Klage durch die ganze Stadt, daß man Euren gegenwärtigen Aufenthalt nicht wisse und darum das Euch widersahrene Un-

recht nicht wieder gut machen könne. Der Stadtrath von Philadelphia hat um deswillen in mehreren der gelesesten Zeitungen zu wiederholten Malen einen Aufruf zur Rückkehr an Euch erlassen. Es ist nur ein Wunsch, welcher die Herzen aller Eurer Mitbürger bewegt und erfüllt, daß Ihr denselben lesen und ihm dann auch folgen möchtet, um Euch von dem Vertrauen und der Liebe, die man Euch von allen Seiten her entgegen bringt, zu überzeugen.“

William holte nach diesen Worten ein Zeitungsblatt aus seiner Tasche und übergab es dem Meister. Sparks las mit bewegter Stimme, was darin stand und die Erzählung des Gesellen bestätigte.

„Öffentliche Aufforderung.“

Der Schlossermeister Amos Sparks, welcher früher in hiesiger Stadt gewohnt hat, und dessen gegenwärtiger Aufenthalt uns unbekannt ist, wird hierdurch davon benachrichtigt, daß der Dieb, der die Bank von Pennsylvanien bestohlen hat, entdeckt und bestraft ist. Wir richten um deswillen an unseren früheren Mitbürger die ebenso herzliche als dringende Bitte, daß er so bald wie möglich wieder zu uns zurückkehren und uns dadurch in den Stand setzen möge, für alle ihm seiner Zeit zugesügten Kränkungen ihm nunmehr die gebührende, ehrenvolle Entschädigung zu leisten.

Der Stadtrath von Philadelphia.“

Als der Meister diese Bekanntmachung vorgelesen hatte, flossen die Herzen aller Familienglieder über von innigem Danke gegen den treuen und gütigen Gott, der alles Leid und alle Trübsal zu einem so gnädigen und herrlichen Ende geführt hatte. Vater Sparks entblöhte demüthig und ehrfurchtsvoll sein graues Haupt und sprach mit gerührter Stimme: „Gelobet sei der Herr täglich! Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch. Zu meinem Gott habe ich meine Stimme erhoben, und er hat mich erhört. Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat!“ — „Amen! Amen!“ riefen die Glücklichen allesammt von Herzensgrunde und mit fröhlichem Munde. Der Meister aber wandte sich nun an den Jüngling und fragte, indem er seine Hand ergriff und ihm dabei ernst und prüfend in das Auge blickte: „Und wie steht es mit dir, lieber William? Bringst du mir auch in diesem Sinne eine gute und erfreuliche Botschaft?“

William schlug zuerst beschämt die Augen nieder. Dann aber erhob er sie wieder und sprach ehrlich und herzlich zu seinem Meister: „Gott sei Dank, es ist auch mit mir anders und besser geworden. Ich habe es nicht wieder vergessen können, was Ihr durch meinen Leichtsinne seit jener unglücklichen Nacht erfahren und erlitten habt. Ihr könnt es mir auf mein Wort glauben, lieber Meister, ich habe den Schmerz bitterer Reue darüber in meinem Herzen und Gewissen tief gefühlt und ihn lange Zeit mit mir herumgetragen. Dann aber bin ich mit Gottes Hülfe ein anderer Mensch geworden, und ich kann heute meines braven seligen Vaters ohne Beschämung gedenken und auch Euch frei und offen in das Auge blicken. Meine Seele ist voll herzinnigen Dankes für alles, was Ihr in so treuer Liebe für mich gethan und gelitten habt. Darum ließ es mir auch keine Ruhe mehr, als die Nachricht von Eurer Unschuld nach Philadelphia und zu meinen Ohren gelangte. Wir wußten, daß Ihr Euch zuerst nach der Stadt Norristown gewandt und dieselbe dann wieder verlassen hattet. Niemand konnte sagen, wohin Ihr Euren Weg gerichtet, und was aus Euch geworden sei. Darum trieb es mich unwiderstehlich fort, Euch zu suchen und die fröhliche Botschaft Euch zu überbringen. Ich war fest entschlossen, nicht eher wieder umzukehren, als bis ich Euch gefunden hätte. So bin ich von Stadt zu Stadt Euren Spuren gefolgt. Es hat mir oft große Mühe gemacht, sie zu entdecken; aber, Gott sei Dank, es ist mir doch endlich gelungen. Nun habe ich nur die eine Bitte, lieber Meister, daß Ihr mit mir umkehret nach Philadelphia, und daß Ihr mich mit neuem Vertrauen und mit alter Liebe wieder in Euer Haus und in Eure Werkstatt aufnehmet. Es soll Euch wahrhaftig nicht gereuen. Ich gebe hiermit das heilige Versprechen, mich von nun ab durch treuen Fleiß und rechtschaffenes Betragen Eurer Liebe werth und würdig zu beweisen.“

Sparks drückte dem wackeren Jüngling bewegt die Hand und sagte: „Du sollst mir herzlich willkommen sein. Alles ist vergessen und vergeben. Und ich freue mich darauf, dir deine Liebe und Treue zu vergelten.“

Dann wandte er sich an seinen alten Vater und an sein braves Weib mit den Worten: „Auf denn, in Gottes Namen! Meine Seele sehnet sich nach der alten Heimath. Lasset uns umkehren und wieder gen Philadelphia ziehen! Der gnädige Gott hat alles, alles wohl gemacht. Er wird uns nun auch auf unserm Heimwege schützen und geleiten, und wird unsern Einzug in die ersehnte und geliebte Stadt mit seinem Segen krönen.“

So zogen sie denn fröhlich und glücklich mit einander ihres Weges von Middletown zurück durch Pennsylvanien nach der alten, trauten Heimath. Ihre Wanderschaft dauerte noch geraume Zeit und war nicht ohne große Beschwerden und Entbehrungen. Aber sie ertrugen das alles mit frischem Muthe und in fröhlicher Hoffnung. Als sie noch einige Tagesreisen von Philadelphia entfernt waren, schied William von der Familie, um seinen Freunden vorauszu-eilen, den Glücklichen in der Vaterstadt eine neue Wohnung zu suchen und alles zu ihrem Empfange vorzubereiten.

8.

Erdlich hatte Sparks mit seiner Familie das Ziel seiner Wanderung erreicht. William war ihnen, wie sie es bei ihrer Trennung verabredet, einige Meilen entgegengekommen und geleitete sie jetzt mit herzinniger Freude durch die Straßen von Philadelphia nach dem Hause, das er für sie ersehen und gemiethet hatte. Es war dieselbe Wohnung, die sie früher inne gehabt hatten, und die glücklicher Weise grade jetzt wieder frei gewesen war. Wie groß war die Freude des wackeren Meisters und seiner Familie, als sie nun die alten trauten Räume wieder erblickten und betraten, die eine reiche Fülle süßer und wehmüthiger Erinnerungen für sie enthielten! Wie begrüßten sie jedes Plätzchen in Haus und Hof, in Garten und Werkstatt mit Jubel und Entzücken, und dankten dem treuen William, daß er ihnen hier wieder die Stätte bereitet hatte! Kaum waren seit ihrer Ankunft einige Stunden verflossen, in deren Verlaufe sie sich wenigstens nothdürftig eingerichtet hatten, als ihre alten Bekannten und Freunde sie in großer Zahl aufsuchten und begrüßten. Da war kein Einziger unter ihnen, der jemals an der Unschuld des wackeren Meisters gezweifelt hatte. Jeder suchte sein früheres Benehmen auf diese oder jene Weise zu beschönigen und zu rechtfertigen. Und Alle stimmten darin überein, daß sie die Heimkehr der so tief gekränkten und so schwer geprüften Familie sehnsüchtig erwartet hatten. Sparks wußte recht wohl, was er hiervon zu halten hatte, und ließ sich durch die schönen Worte nicht im geringsten blenden und täuschen. Aber sein Herz war voll herzlichen Dankes gegen seinen Gott, der alles endlich wohlgemacht hatte. Und diese Gesinnung gab ihm die Kraft, auch denen, die ihn einst so schwer verkannt und so schmerzlich gekränkt hatten, mit unverstellter Freundlichkeit entgegen zu kommen und die Grüße der Liebe und der Freude, die sie ihm zuriefen, mit aller Wahrheit und Wärme zu erwidern.

Selbst der Rath der Stadt Philadelphia schickte

mehrere Männer aus seiner Mitte, die in seinem Namen die schmerzlichen Vorgänge der Vergangenheit bedauerten und die heimkehrende Familie beglückwünschten und bewillkommten. Eine wahre Herzensfreude aber war es dem wackeren Meister, daß sogar der reiche Drummond zu ihm kam und ihn für den Verdacht, den er dereinst gegen ihn gehegt, und für das Unrecht, das er ihm dadurch zugefügt hatte, mit warmen Worten um Verzeihung bat. Sparks drückte ihm tiefgerührt die Hand, und beide Männer vergaben sich gegenseitig von ganzem Herzen alles, womit sie einander jemals gekränkt hatten. Kurz, das Haus des Schlossers wurde an jenem Tage gar nicht leer von theilnehmenden Besuchern. Draußen aber auf der Straße standen Schaaren von Kindern, die natürlich in der Nähe blieben und sich alles ganz genau ansehen mußten. Ein angehender Dichter unter ihnen hatte sogar einen Vers zu Stande gebracht, welchen sie fort und fort mit hellem Jubel anstimmten:

Nun sind sie alle wieder da.
Drum rufen wir: Hurrah, Hurrah!
Willkommen in Philadelphia!

Mus drängte sich in den nächsten Tagen herbei, um nun wieder bei dem so schwer verkannten und so tief beleidigten Meister arbeiten zu lassen und ihn dadurch so viel wie möglich zu entschädigen. Sparks wurde mit Aufträgen und Bestellungen förmlich überschüttet, und in der zuletzt so verödeten Werkstatt erklang nun wieder vom frühen Morgen bis zum späten Abend der Schall der munteren Arbeit und der fröhlichen Lieder.

Man drang von allen Seiten in den Schlosser, daß er die Vorsteher der Bank, die eine so grundlose Anklage gegen ihn erhoben und ihn mit seiner Familie dadurch fast zu Grunde gerichtet hatten, nachträglich dafür zur Rechenschaft ziehen und von ihnen eine angemessene Entschädigung fordern sollte. Sparks sträubte sich hiergegen sehr lange und mit allem Ernste. Sein guter Name und seine Ehre waren ja gerettet, sein Geschäft blühte wieder auf, und seine Familie befand sich ganz behaglich und zufrieden. Er wollte darum von Herzen gern vergeben und vergessen, was man an ihm verschuldet hatte, und sagte sogar: „Ich muß meinen Anklägern eigentlich dankbar sein. Denn ich hatte mir früher auf meine Kunstfertigkeit und auf meinen unbescholtenen Wandel nicht Geringes eingebildet. Das machte mich nicht wenig stolz, und ich meinte, daß es mir in keinem Stücke fehlen könnte. Nun aber habe ich gelernt, daß das Eine mir geschadet und das Andere mir herzlich wenig genützt hat. Was ich erfahren

Deutsche Jugend. XIV.

und erlitten habe, ist mir darum, wie ich hoffe, zu einem Segen geworden, und ich begehre keiner weiteren Entschädigung.“ Aber seine Bekannten und Freunde ließen unserm Meister in dieser Beziehung keine Ruhe. Sie stellten ihm den großen Schaden vor, der ihm zugefügt, und wodurch sein früherer Wohlstand fast ganz zerrüttet worden war. Er war es ihrer Meinung nach sich und seiner Familie schuldig, dafür zu sorgen, daß er so bald wie möglich wieder in eine günstigere Lage versetzt würde, was nur durch eine bedeutende Entschädigung von Seiten der Bank geschehen könnte. Sie wiesen ihn aber ebenso darauf hin, daß er auch um seiner Mitbürger willen das Unrecht, das man wider ihn begangen, nicht ungestraft lassen dürfte. Nur wenn die Vorsteher der Bank eine tüchtige Summe Geldes zahlen müßten, würde das ihnen und vielen Andern eine sehr nachdrückliche und heilsame Lehre sein. Sein früherer Vertheidiger erbot sich, den Prozeß gegen die Bank zu führen, und wollte auf jede Bezahlung für seine Mühe verzichten, wenn die Klage nicht zu dem erwünschten und erwarteten Ziele führen würde. Sparks ließ sich endlich durch die von allen Seiten wiederholten Vorstellungen dazu bewegen, seine Einwilligung zu dem erwähnten Prozesse zu geben. Er kam in öffentlicher Verhandlung zur richterlichen Entscheidung. Der Gerichtssaal war wieder von einer neugierigen und theilnehmenden Menge bis auf den letzten Platz gefüllt. Der Vertreter der Bank that, was er konnte, um eine Abweisung des Klägers herbeizuführen. Aber alle seine Einwände wurden durch die begeisterte und glänzende Rede seines Gegners zurückgewiesen und entkräftet. Dieser schilderte namentlich das jahrelange Elend der unschuldig verfolgten Familie mit so ergreifenden Worten, daß fast kein Auge im Saale dabei thränenleer blieb. Auch die Geschworenen und Richter konnten sich dem überwältigenden Eindrucke seiner Beredsamkeit nicht entziehen, und die Bank von Pennsylvanien wurde schließlich zu einem Schadenersatze von zehntausend Dollars verurtheilt. Ein unermesslicher Jubel erscholl durch den ganzen Saal, als dieses Urtheil verkündigt wurde, und alles Volk geleitete den Schlossermeister jauchzend und triumphirend in seine Wohnung.

Die Bank zahlte die Summe, zu welcher sie verurtheilt worden war. Sparks nahm davon einen angemessenen Theil, um sein Hauswesen und sein Geschäft wieder in denselben Stand zu versetzen, den sie in den Tagen seines ungestörten Glückes gehabt hatten. Den Rest aber, welcher gegen achttausend Dollars betrug, wies er für seine Person entschieden

zurück. Es widerstrebte seinem innersten Gefühle, die glückliche Wendung, welche Gott einer für ihn so schmerzlichen Angelegenheit gegeben hatte, zu seiner Bereicherung zu benutzen. Die Seinen waren hierin mit ihm völlig einverstanden. Sie waren zufrieden und dankbar, daß ihr guter Name gerettet war, und daß sie nun wieder in der alten, lieben Heimath unangefochten wohnen und leben konnten, und wollten ihr tägliches Brot und ihren Besitz nur der ehrlichen Arbeit ihrer Hände und dem Segen Gottes verdanken. Sparks bestimmte darum die achtausend Dollars zu einer wohlthätigen Stiftung, aus welcher nothleidende Meister und Gesellen des Handwerkerstandes unterstützt werden sollten. Seine Mitbürger rühmten den uneigenmüthigen Sinn des wackeren Mannes mit lautem Munde, und er stieg durch seinen edelmüthigen Entschluß nur um so höher in ihrer Achtung. Selbst die Vorsteher der Bank wurden durch diese That wieder völlig mit ihm versöhnt und gaben ihm davon einen sehr erfreulichen Beweis, indem sie durch einen freiwilligen Zuschuß ihrerseits die Stiftung nicht unbedeutend vermehrten.

So war denn alles zu einem glücklichen und fröhlichen Ende gekommen. Unser Schlossermeister blieb seitdem ein geachteter und gesegneter Mann. Seine Mitbürger zeigten ihm bei jeder Gelegenheit und auf alle Weise, daß sie ihn ehrten und liebten. Sein Geschäft wurde von Jahr zu Jahr blühender

und einträglicher. Ein behaglicher Wohlstand kehrte nach und nach in seinem Hause ein. Alle seine Kinder geriethen wohl und wurden des Vaters und der Mutter herzliche Freude. Auch William Flighter hielt redlich und treulich, was er dereinst auf der Höhe vor Middletown seinem wackeren Meister versprochen hatte. Dem alten, ehrwürdigen Vater Sparks war es noch manches Jahr vergönnt, das Glück seiner Kinder und Enkel zu schauen und sich mit dankbarem Herzen desselben zu freuen. Als er endlich lebensjatt und lebensmüde von seinen Lieben schied, segnete er noch einmal seinen braven Sohn mit den Worten des 128. Psalmes: „Wohl dem, der den Herrn fürchtet und auf seinen Wegen gehet. Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit; wohl dir, du hast es gut!“ Und was der fromme Greis sterbend den Seinen erbeten und verheißen hat, das hat sich fort und fort an ihnen erfüllt.

Auch Sparks und sein treues Weib sind jetzt schon längst in Frieden heimgegangen und ruhen neben einander im stillen Schooße der Erde. Aber ihre Kinder leben noch, und das Gedächtniß der theuern Eltern bestehet noch unter ihnen im Segen. Und außer ihnen kennen und nennen dort in der Stadt am Schuylkillflusse noch viele Herzen den Namen, und viele Nothleidende segnen dankbar das Andenken — des Schlossermeisters von Philadelphia.

Das letzte Fuder.

Ballade von Johann Meyer.



Der Tag ist heiß, der Tag ist schwül,
Kein Lüftchen regt sich leis' und kühl,
Fahr' zu, Johann! fahr' zu! — ich mein':
Wer heimfen will im Sonnenschein,
Muß mit der Stunde geizen, —
Und von der Koppel soll herein
Mir heute noch der Weizen.“

„Es geht nicht, Herr — 's ist gar zu viel,
Wir kommen heut' nicht mehr an's Ziel,
Und wollt' ich's selbst auch noch so gern,
Was thät' ich nicht für meinen Herrn,
Würd' mir's auch noch so sauer?!
Es geht nicht, Herr — der „Bläß“ und „Stern“
Die haben nicht die Dauer.““

„Sie sind schon alt, was liegt daran?
Schlag' nur d'rauf los und treib' sie an!

Gieb mir die Peitsche! gieb, geschwind!
Der Hahn am Thurm zeigt andern Wind,
Und wie die Fliegen stechen!
Es kann noch, eh' wir fertig sind,
Herein das Wetter brechen.“

Da schlug der Herr den „Bläß“ und „Stern“,
Das schmerzt' Johann, — er sah's nicht gern,
Sie lebten stets in Härlichkeit,
Sie dienten treu in Freud' und Leid
Dem Herrn seit vielen Jahren,
Und all sein Korn in all der Zeit
Sie hatten's eingefahren.

Sie hatten stets der Pflicht genügt,
Zur rechten Zeit das Land gepflügt,
Zur rechten Zeit Jahr aus, Jahr ein
Den goldnen Schatz gebracht hinein;

Kein Fuder war verdorben;
Und hatten, wollt' er ehrlich sein,
Den Reichtum ihm erworben.

Sie hatten auch in diesem Jahr
Geschafft, daß wenig übrig war,
Und Haus und Scheuer bargen schon
In Ueberfluß des Fleißes Lohn,
Es war die letzte Koppel, —
Nun sollt', noch eh' der Tag entflohn,
Der Weizen von der Stoppel.

Und rastlos ging es auf und ab
Und dann nach Haus im scharfen Trab
Und dann im scharfen Trab zurück,
Des Wegs war doch ein gutes Stück, —
Die armen, alten Pferde!
Sie ruhten keinen Augenblick,
Der Schweiß troff auf die Erde.

„Es geht nicht, Herr, wir zwingen's nicht;“
Der alte Knecht voll Mitleid spricht,
„Wie sind die armen Thiere naß!
Ich bitt' Euch, einen Mund voll Gras,
Daß sie sich nur verschmausen!“
„Du schwagest, Freund, und weißt nicht was!
Si, sieh doch, wie sie laufen!“

Und mit der Peitsche scharfem Schlag
Treibt er sie fort, — schon neigt der Tag,
Schon schwindet draußen mehr und mehr
Der dichten Horden zahllos Heer,
Schon kommt die letzte Reihe, —
Der alte Knecht der seufzet schwer:
„Daß Gott die Sünd' verzeihe!“

„Was murrest du? — ist dir's nicht recht?
Ich bin der Herr, — du bist der Knecht!
Und wie ich's will, so soll's geschehn!
Gefällt dir's nicht, so kannst du gehn!
Wir müssen eilen, eilen!
Am Himmel ist es schon zu sehn,
Daß keine Zeit zum Weilen!“

Am Himmel zog es schwarz herauf;
Er bracht' sie in noch schnellern Lauf;

Es grollte zu der Peitsche Knall
Des Donners ferner Wiederhall;
„Hui! Bläß und Stern! — beim Teufel!
Wir zwingen's doch auf jeden Fall!
Wir zwingen's ohne Zweifel!“

Und wieder spricht der alte Knecht:
„Habt Mitleid, Herr, — Ihr thut nicht Recht!
Was draußen noch, laßt auf der Flur,
Nur wenig ist's, ein Fuder nur,
Was ist daran gelegen!
Erbarmet Euch der Kreatur,
Ihr habt schon Gottes Segen!“

Verlornes Wort zu dieser Stund',
Es schilt der Herr: „Halt' deinen Mund!
Und meinst du, daß es dir zu viel,
Komm' ich auch ohne dich an's Ziel!
Es blüht! — hast du's gesehen?
Schlag frisch drauf mit dem Forkenstiel!
Es muß noch schneller gehen!“

Und schneller ging's in Schaum und Schweiß,
Da tropft' auch schon der Regen leiß, —
Die letzte Garbe traf er kaum,
Sie schnürten schon den Windelbaum,
Sie jagten von der Koppel, —
Es rasselte im weiten Raum
Der Regen auf die Stoppel.

Es flog das Wetter hinterher
Im Donnerschlag und Feuermeer, —
„Halt' ein, o Herr! bei Gott, halt' ein!“
Er hörte nicht des Alten Schrein,
Er schlug wie toll die Pferde. —
„Das letzte Fuder soll' hinein,
Und stürzten sie zur Erde!“

Er zwang es auch! — er ruft: „Hurrah!
Das letzte Fuder, nun ist's da!“ —
Doch bei der Pforte vor dem Stall —
Ein Schlag, — ein Knall, — ein dumpfer Fall, —
In Flammen steht der Wagen, —
Da liegen sie am Boden all,
Vom Blitze jäh erschlagen.

Sprüche von Friedrich Güll.

Ein Jeder auf Erden hat seinen Platz,
Da denkt er sich einen verborgenen Schatz,
Und ob es ihm kosten mag Leib und Leben,
Da will er ihn suchen und finden und heben.

Der tiefste Schmerz, die höchste Lust,
Sie haben weder Sprache, noch Gesang,
Und nur der friedestillen Brust
Entströmt des Liedes seelenvoller Klang.

Christian Felix Weiße.

Eine Lebensskizze von Robert Falk.

Mit Original-Zeichnungen von Eugen Klimsch.



Die Stadt Leipzig hat wenige so großartige Leichenzüge gesehen, wie den, welcher sich am 19. Dezember 1804 durch die Straßen nach dem Kirchhof bewegte. Die allgemeine Theilnahme von Hohen und Niedrigen gab einem Todten das letzte Geleit zu seiner Ruhestätte, in welche ihm der Segen von vielen tausend Herzen aus nah und fern im deutschen Vaterlande folgte. Und der Mann, dem eine solche ehrenvolle Auszeichnung auf seinem letzten Gange zu Theil wurde, wie sie neun Monate zuvor die Stadt Hamburg dem weltberühmten Klopstock, dem unsterblichen Sänger der Messiasde bereitet hatte, war nur ein einfacher, in bescheidener Zurückgezogenheit lebender Schriftsteller: der Kreissteuereintnehmer Felix Weiße. Alle Welt hatte den Mann geliebt, nicht bloß geachtet, nein mit ganzem vollem Herzen geliebt. Die berühmtesten seiner Zeitgenossen wie Lessing, Herder, Winkelmann, Moses Mendelssohn, Ramler, Gleim und fast Alle, deren Namen im Vaterlande einen guten Klang hatten, zählte er zu seinen vertrauten Freunden. Von Königen und Fürsten hatte er schriftlich und mündlich Anerkennung und herzlichen Dank schon bei seinen Lebzeiten in reichem Maße erhalten.

Welche Eigenschaften waren es denn nun aber, die einem einfachen, bescheidenen Mann die Liebe und den Dank der Besten und Edelsten seiner Nation einzutragen im Stande waren?

Es waren eben jene Eigenschaften des Menschen, deren Zusammentreffen und Zusammenwirken wir im gewöhnlichen Leben Liebenswürdigkeit nennen: Herzengüte, Wohlwollen, Anspruchslosigkeit, Menschenfreundlichkeit, Anerkennung fremder Verdienste, Neidlosigkeit, Freundlichkeit des Herzens, Zuvorkommenheit, Frohsinn, Dienstfertigkeit. Außer dieser Liebenswürdigkeit war es besonders das unsterbliche Verdienst, welches sich Weiße durch Bildung und Erziehung der Jugend, nicht bloß seiner Zeit, sondern aller Zeiten erworben hat, welches ihm auch noch bei uns Liebe und Verehrung sichert, weil die Unsterblichkeit des Wirkens größer ist als die Unsterblichkeit des Ruhmes. Und darum verdient gerade dieser Mann vor vielen andren, daß sein Gedächtniß namentlich unter der deutschen Jugend neu belebt wird.

Christian Felix Weiße wurde am 8. Februar 1725 in Annaberg geboren, wo sein Vater Rector der dortigen Stadtschule war. Schon ein

halbes Jahr nach der Geburt des Sohnes erhielt der Vater wegen seiner großen Tüchtigkeit die Stelle eines Leiters der gelehrten Schule in Altenburg übertragen, und das zarte Knäbchen mußte mit den Eltern dorthin übersiedeln. Leider war es demselben nicht vergönnt, sich der väterlichen Führung und Bildung zu erfreuen, denn schon nach drei Jahren starb der Vater, erst zweiundvierzig Jahre alt, plötzlich an sehr schmerzhafter Krankheit und hinterließ seine Wittve, eine Tochter des Oberpredigers Cleemann in Chemnitz, mit drei Kindern in sehr dürftigen Umständen. Eine unglückliche Wiederverheirathung der Mutter erfolgte später, die sowohl diese selbst als auch die Kinder in Widerwärtigkeiten aller Art brachte, unter deren Druck die Geschwister, unser Felix und seine Zwillingsschwester Johanne Christiane (ein älterer Bruder war schon gestorben) sich um so enger an einander angeschlossen. Die beiden liebten sich aufs zärtlichste, hatten ungemein viel Aehnlichkeiten in ihren Fähigkeiten und Neigungen und selbst in ihrem Aeußeren, so daß sie bisweilen zur Täuschung der Freunde und Bekannten ihre Kleider verwechselten. Die innige Liebe und Vertraulichkeit dauerte zwischen den Geschwistern fort, auch noch als die Schwester sich 1750 nach Altenburg verheirathete, und bis zu ihrem Tode im Jahre 1795. Sie besuchten sich jährlich auf mehrere Wochen und oftmals Monate, und standen sich bei allen Vorfällen des Lebens durch Rath und That in treuer Liebe hilfreich bei.

Zehn Jahre war Felix alt, als ihn seine Mutter auf das Altenburgische Gymnasium schickte, von wo er nach neunjährigem fleißigem Studium, befeelt von hoher Verehrung für die Schriftsteller und Schätze des Alterthums und befestigt in den Grundwahrheiten der christlichen Lehre, die Universität Leipzig bezog, wo er sich hauptsächlich durch das Studium der alten Sprachen zu einer Stellung im Schulamte eifrig vorbereitete.

Sein ernster Fleiß und die große Liebenswürdigkeit seines Wesens verschafften ihm schon auf der Hochschule die Freundschaft der edelsten und besten der jungen Männer, mit denen er Freundschaftsbündnisse für's Leben schloß. Statt vieler wollen wir nur Klopstock und Lessing nennen, die in Leipzig zu seinem fast täglichen Umgang gehörten.

Der junge Student lebte in sehr dürftigen Verhältnissen auf der Universität, seine Mutter war unermögend ihn dort zu erhalten. Hätte er nicht von ihrer Familie kleine Unterstützungen gehabt und wäre ihm nicht von einem Schulfreunde eine Stube unentgeltlich überlassen worden, so hätte er sich aus-

schließlich durch Privatunterricht seinen kümmerlichen Unterhalt verdienen und die Zeit dem Studium abdarben müssen. So aber war er durch diese Unterstützungen bei seiner sparsamen Lebensart und der früh erlernten Kunst sich viel zu versagen, zu welcher ihn sein unfreundlicher Stiefvater, wenn auch nicht grade aus Erziehungsgründen, geführt hatte, im Stande sich ungestört seinen wissenschaftlichen Studien zu widmen. Außer den Vorlesungen, war es besonders der Umgang mit Lessing, welcher von der Fürstenschule in Meissen mit vorzüglicher Kenntniß der alten Sprachen ausgerüstet, die Universität bezogen hatte, durch welchen Felix Weiße wesentlich gefördert wurde. Durch ihn lernte unser Freund nicht nur die englische Sprache gründlich kennen und wurde mit den Schätzen der neuesten Literatur bekannt gemacht, auch seine Urtheilskraft wurde durch den überaus scharfen Verstand des Freundes geweckt, gebildet und bereichert. Noch als Greis schreibt Weiße von diesem geistigen Verkehr in seiner Selbstbiographie: „Es waren glückselige Stunden, die wir beide mit einander verlebten, an welche ich niemals ohne die frohsten Empfindungen zurückgedacht habe.“

Schon auf der Schule in Altenburg hatte Felix Weiße für einen „Dichter“ gegolten. Die Leichtigkeit, mit welcher er in seiner Muttersprache zu reimen wußte, hatte ihm diesen Ruhm eingetragen. In Gemeinschaft mit seinem Freunde Lessing, welcher schon poetische Kleinigkeiten von sich hatte drucken lassen, wurde das dichterische Talent gepflegt, doch niemals auf Kosten ersterer Studien. Als besondere Bildungsmittel für den deutschen Ausdruck hatte Lessing dem Freunde Uebersetzungen aus dem Französischen in Vorschlag gebracht, und dieser wählte besonders französische Lustspiele, um den Rath zu benutzen. Durch diese Thätigkeit und durch das Besprechen der gelieferten Uebersetzungen wurden die beiden Freunde dem Interesse für das Theater zugeführt, welches damals unter der Neuberin in Leipzig einen deutschen Ruf hatte.

„Wir aßen lieber trockenes Brod,“ schreibt Weiße selbst, — „denn auch Lessing hatte nicht viel zu verthun“ — ehe wir das Theater versäumt hätten.“ — Beide schrieben nun Theaterstücke für die Neuberische Schauspieltruppe und veröffentlichten Sammlungen kleiner Gedichte, Lessing „Kleinigkeiten“, Weiße „Scherzhafte Lieder.“ Aber gewiß gereichte es beiden Freunden zum Segen, daß ihr gemeinschaftliches schönwissenschaftliches Treiben, welches sie doch mehr oder weniger ihren Fachstudien entzog, durch Lessing's plötzliche Abreise von Leip-

zig im Jahre 1749 ein Ende fand. Weiße sah sich genöthigt, im folgenden Jahre eine Hofmeisterstelle in einem vornehmen Hause anzunehmen. Er reiste mehrere Jahre später mit seinem Zöglinge nach Paris, wo seine alte Leidenschaft für das Theater wieder erwachte. Nach Leipzig im Jahre 1760 zurückgekehrt, mußte er, da sein Zögling herangewachsen war, seine Stelle aufgeben und lebte nun, ohne bestimmte Beschäftigung, von dem Ertrag seiner Feder, welche das Theater mit Schauspielen, Lustspielen und Opern bereicherte, aus welchen noch heute Lieder und Arien im Munde des Volkes leben. „Die Jagd“, „Lottchen am Hofe“, „der Dorfbarbier“, „der lustige Schuster“, „das Erntefest“, „der Teufel ist los“: das sind Titel von Opern, welche unsere Urgroßeltern zu ihrer Zeit so hoch entzückten.

Im Jahre 1762 erhielt Weiße die Stelle eines Kreissteuereintnehmers in Leipzig, welche ihm ein behagliches Leben auch dadurch sicherte, daß sie ihm Muße genug zu seinen schriftstellerischen Arbeiten ließ, die seinen Namen schon weit und breit bekannt gemacht hatten. Als er sich nun im Jahre darauf verheirathete und nach und nach seine Familie durch eine Anzahl Kinder vermehrt wurde, in deren Liebe der glückliche Vater ganz aufging, da kam er, zunächst durch den Unterricht der eigenen Kinder angeregt, dazu, seine schriftstellerische Thätigkeit ausschließlich der Jugend zu widmen. Das Bedürfniß einer besseren Fibel, welches die Eltern bei den ersten Versuchen, ihre beiden Kinder lesen zu lehren, wahrgenommen hatten und der Mangel eines Büchleins, worin sie zuerst lesen könnten, veranlaßten unsern Weiße, ein zweckmäßigeres ABC- und Lesebuch für kleine Kinder zu schreiben. In diesem Vorhaben bestärkte ihn sein berühmter Freund Basedow, welcher als Erzieher der Jugend damals den ersten Ruf in Deutschland hatte. Unter dieser Aufmunterung entstand das Büchlein, welches Weiße mit vielen entzückenden kleinen Erzählungen, Liederchen und kernigen Sittensprüchen ausstattete. Voraufgeschickt war eine Anleitung zur Buchstabenkenntniß, und um den Kindern das Merken der Buchstaben zu erleichtern, wurden kleine Kupferstiche beigegeben, auf welchen der Name der Hauptfigur mit dem dabeistehenden Buchstaben anfang. Darunter stand ein kleiner Denkpruch, welcher sich auf das Bild bezog. Das Büchlein, welches Weiße, um es durch Wohlfeilheit recht zu verbreiten, dem Buchhändler unentgeltlich überlassen hatte, machte durch die vielen Auflagen, die es in kurzer Zeit erlebte, letzteren zu einem wohlhabenden Manne, begründete aber auch des Verfassers Ruf als Kin-

derschriftsteller. Es wurde ins Französische und Englische übersetzt und von allen Seiten ergingen an Weiße Bitten um Rath in Erziehungsangelegenheiten. Das kleine Buch hatte ihn zu einer pädagogischen Autorität gemacht.

Der so überaus günstige Erfolg veranlaßte den Verleger, unsern Weiße zur Fortsetzung eines seit 1774 eingegangenen „Wochenblattes für Kinder“ aufzufordern. Nach längerem Zögern entschloß sich dieser zu dem Unternehmen und im Oktober 1775 erschien die erste Wochennummer des so berühmt gewordenen „Kinderfreundes“. Das Mittel, denselben schon durch die Form anziehend zu machen, entlehnte Weiße von einer damals hochberühmten Wochenschrift „der Zuschauer“. Er hatte bemerkt, daß dieser einen Theil des erhaltenen Beifalls dem Umstande verdankte, daß er gleich Anfangs mehrere Personen mit bestimmten Charakteren eingeführt hatte, aus deren Munde die verschiedenen Urtheile über Menschen und Begebenheiten lieber angehört wurden, als wenn der Verfasser sie in eigener Person vorgetragen hätte. Es war durch dieses Mittel Handlung und Leben in die Unterhaltung gebracht. Weiße schilderte dafür zur Einleitung in seinem Kinderfreunde eine bürgerliche Familie von Eltern, Kindern und Hausfreunden, welche sich alle untereinander und von einander in ihrer Denk- und Sinnesart, in ihren Neigungen, Sitten und Lieblingsbeschäftigungen hinlänglich und genau unterschieden. Der ganze Stoff der Belehrung für die Jugend erschien als Unterhaltung dieser Familie. Es gelang ihm die Leser für diese Familie einzunehmen und beinahe mehr als ihm lieb war, die Täuschung hervorzubringen, daß es seine eigene Familie sei, deren Leben und Handeln, Lehren und Lernen, deren Beschäftigungen und Vergnügungen geschildert wurden. Allerdings entnahm der glückliche Vater, den uns der treffliche Künstler hier im Kreise der Seinigen vorführt, viele Einzelheiten seiner Erzählung aus dem Leben und Treiben seiner Familie, aber die Figuren der Familie des Kinderfreundes waren erfunden. Dennoch war die ganze junge Lesewelt und zum Theil auch ihre Lehrer und Eltern so gewiß überzeugt, daß das Personal des Kinderfreundes aus wirklich vorhandenen Personen und Persönchen bestehe, daß Weiße von Fremden sehr oft, wenn seine Kinder erschienen, gefragt wurde, welches Karl, welches Lottchen sei, daß Briefe an seine Kinder unter den aus dem Kinderfreunde vermeintlich bekannten Namen geschrieben, ja daß selbst öfters denselben Geschenke geschickt wurden.

Ofters wurden seine Kinder an entfernten Orten auf Grund der vermeinten alten Bekanntschaft aus dem Kinderfreunde als liebe Bekannte freundlich und herzlich aufgenommen. Diese zum Theil beabsichtigte; zum Theil wider Erwarten erfolgte Täuschung trug nicht wenig dazu bei, daß der Kinderfreund sehr bald einen großen Leserkreis unter allen Ständen sich erwarb. Von den Kindern vieler Häuser in Wien, Berlin, Dresden, München u. s. f. wurde mit der Familie des Kinderfreundes ein Briefwechsel eingeleitet, der dann zwischen den Eltern fortgesetzt wurde. Selbst mehrere Söhne deutscher Fürsten schrieben an Weiße herzliche Dank-

breitete sich der Ruf unseres Weiße durch ganz Europa. Aus allen Theilen Deutschlands und aus fremden Ländern wandten sich Familien an ihn mit der Bitte, ihnen Hofmeister für ihre Kinder zu empfehlen. Hierdurch und durch Anfragen verschiedenster Art in Erziehungsangelegenheiten kam Weiße in einen so überaus großen Briefwechsel, daß er meistens bis tief in die Nacht hinein mit Beantwortung und Erledigung seiner Korrespondenz beschäftigt war. Denn seine Gewissenhaftigkeit, sein sittlicher Ernst und seine Menschenfreundlichkeit konnte es nie über sich gewinnen, auch nur einen der Briefe ohne Antwort zu lassen.



briefe und baten dieses oder jenes Thema im Kinderfreunde zu besprechen. Aber nicht bloß in vornehmen Häusern wurde dieser gelesen, er wurde ein Lesebuch in allen Ständen, und Weiße hat oft auf seinen kleinen Reisen überraschende und rührende Beweise der Liebe und Dankbarkeit von Postmeistern, Gastwirthen und Handwerkern erfahren.

Ja sogar in die Klöster drang der Kinderfreund, und es ist uns ein Dankschreiben der Vorsteherin eines der Mädchenerziehung gewidmeten Ursilinerklosters in Duderstedt aufbewahrt, in welchem „das herrliche Buch“ hoch gepriesen und berichtet wird, „mit welchem Entzücken“ die Briefschreiberin und ihre Freundinnen dasselbe lasen.

Durch den Kinderfreund, welcher sehr bald in's Französische und von der Vorleserin der Königin von England in's Englische übersetzt wurde, ver-

Als Weiße an dem letzten Bändchen seines Kinderfreundes schrieb, der mit schönen Kupferstichen wie die früheren alle verziert war, waren die älteren Kinder, nach den Jahren, worin er sie gleich Anfangs den Lesern vorgeführt hatte, zu dem Alter vorgeschritten, in welchem die Söhne in der Regel das Elternhaus verlassen, um außer demselben ihrer Bestimmung nahe gebracht zu werden, und die Töchter der Wirthschaft und anderer häuslicher Geschäfte sich annehmen müssen, wo sie auch anfangen in die Welt zu treten und an den gesellschaftlichen Vergnügungen Theil zu nehmen. Weiße ließ daher die Familie des Kinderfreundes getrennt werden und kleidete nun die weitere Belehrung, welche er für die reifere Jugend ertheilen mochte (waren ja doch auch die jugendlichen Leser des Kinderfreundes inzwischen herangewachsen), in einen Briefwechsel

jener Familie ein. Er ließ die Kinder in mancherlei Lagen kommen, ihr Verhalten in denselben nach ihren verschiedenen Charakteren selbst beschreiben und ihre Belehrung und Erziehung durch Briefe der Eltern und Hausfreunde fortsetzen. So entstand eine zusammenhängende Geschichte und wurde zu einer Erzählung für die Jugend. Auch dieser „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes“ fand eine sehr lebhaft und herzliche Aufnahme in allen Leserkreisen. Die Königin von Neapel, die Herzogin von Württemberg und viele, viele Mütter von nah und fern dankten dem Verfasser oft in überschwenglicher Weise für das von ihm geschaffene Erziehungs- und Bildungsmittel der Jugend.

Siebenzehn Jahre, mit die besten Jahre seines Lebens, hatte Weiße dem Kinderfreund und dessen Fortsetzung ganz ausschließlich gewidmet; aber er hatte sich durch diese Arbeit die schönsten Blumen in seinen Schriftstellerkranz geflochten, in welchem sie als unvergänglich prangen werden. Das Glück wie vieler junger Männer, wie vieler junger Mädchen ist durch die im Kinderfreunde und in dem Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes enthaltenen Grundsätze der Sittlichkeit, Arbeitsamkeit und Humanität gegründet worden. In wie vielen

späteren Geschlechtern ist in Folge dessen der Grund zu Glück und schöner Häuslichkeit gelegt worden.

Inzwischen war Weiße alt geworden, und doch war die literarische Thätigkeit des sechsundsechzigjährigen Mannes, der krank und elend geworden war, und den fast unausgesetzte, zum Theil recht schwere Krankheiten in seiner Familie sehr niedergebeugt hatten, eine stets lebendige und eifrige. Aber Werke, wie den Kinderfreund hat er nicht mehr geschaffen und nur die bis zu seinem Tode fortgesetzte Korrespondenz mit den Verehrern und Freunden desselben bezeichnet sichtbar die Segensspuren der köstlichen Saat.

Weiße starb am 16. Dezember 1804, von unzähligen Vielen, denen er mittelbar oder unmittelbar ein Wohlthäter geworden war, beklagt und beweint. Von der allgemeinen Theilnahme an seiner Leichenseier haben wir schon oben gesprochen; aber die Verehrung des unsterblichen Theiles des Mannes, des warmen Herzens für die Jugend, des ernst und eifrigen Willens, dieselbe in Einsicht zu fördern, und in Sittlichkeit zu erheben — diese Verehrung soll den nachlebenden Geschlechtern, den Enkeln und Urenkeln der jugendlichen Leser des Kinderfreundes eine Sache heiliger Pflichterfüllung sein.

Am Neckar.

Ein Abend und Morgen in Heidelberg.

Von Georg Lang.

Mit Original-Illustrationen von A. Schuster.



ieder durchschritten sie eine Halle und gelangten so in den Schloßhof. Ein lautes Ah! entrang sich der Brust der Knaben, als sie zur Linken die herrliche Vorderwand des Otto-Heinrichsbau erblickten. Reich mit den prächtigsten Bildhauerwerken verziert, erhebt sie sich in den anmuthigen Formen der edleren italienischen Renaissance. Man erzählt, Michel Angelo habe den Plan zu diesem Bau entworfen. Dem Schmuck zahlreicher Statuen aus der Mythologie und biblischen Geschichte gefellt sich noch der Reiz der Farben hinzu, wenn sich der rothe Sandstein vom blauen Himmel und dem saftigen Grün der kräftigen Laubbäume abhebt. „Dieser Anblick ist noch reizvoller, wenn die Abendsonne den Bau bescheint,“ meinte der väter-

(Schluß).

liche Führer; „wendet euch jetzt um, gegen das Gewölbe, durch das wir geschritten.“

Und nun hatten sie den stolzen Friedrichsbau vor sich, der weniger reich aber nicht minder edel aufgeführt ist.

„Kommen wir aber nicht bald zum berühmten Faß?“ rief drängend August dem lieben alten Herrn entgegen.

„Dahin kann ich euch nicht allein geleiten, wir müssen uns durch eine hierzu eigens bestellte Frau führen lassen.“

Und schon kam dieselbe mit einigen andern Reisenden in den Hof, um die Wanderung durch die inneren Räume des Schloßes anzutreten.

Nachdem die erforderlichen Karten gelöst waren, durfte sich unser Kleeblatt anschließen, und nun tra-

ten sie in einen Kellerraum, der ein Faß einschloß, dessen Umfang das Bild weit überflügelte, das sich die jungen Reisenden davon gemacht hatten.

„Sieh nur die Dauben des Fasses! Das sind Balken, die jedem Hause Ehre machen würden!“ so rief Georg seinem Freunde zu. Dieser aber, beweglich wie Quecksilber, war bereits vermittelst der Treppe, welche auf das Riesensaß führt, hinaufgelaufen und hüpfte in fröhlichster Laune über den stattlichen Tanzboden, der auf dem Fasse Platz gefunden hat. Er stand etwas beleidigt still, als ihm Georg zurief: „Willst du nicht wieder durch Abschreiten ausmessen, wie groß das Faß ist, damit dein Aufsatz recht anschaulich wird?“

Schon wollte er nicht allzu höflich antworten, da wurde er zum Schweigen bewogen durch die Stimme der Führerin, die jetzt wieder, wie schon viel tausendmal eintönig herleierte:

„Dieses Faß ließ 1751 Kurfürst Karl Theodor anfertigen, derselbe der auch das Schloß, welches 1689 und 1693 durch die Franzosen zerstört worden war, zum großen Theil wieder wohnlich herstellen ließ. Wenige Jahre darauf schlug der Blitz in das Schloß und der größte Theil wurde durch Feuer zerstört.“

„Das Faß kann 300,000 Flaschen Wein fassen.“

„300,000 Flaschen! Da hätte man ja jedem der 600,000 Streiter, die Napoleon I. unter dem Namen: die große Armee, nach Rußland führte, einen Morgentrunk reichen können aus diesem einzigen Faß!“

Die erstaunten Reisenden hätten wohl noch manche Berechnung angestellt, wenn nicht die Führerin fortgefahren wäre:

„Und doch war das Faß dreimal ganz gefüllt.“

„Dieser Zwerg“ — sie deutete auf eine kleine, wunderlich aussehende Puppe — „war Hofnarr und trank täglich 18 Flaschen Wein.“

„Das glaub' ich nicht!“ rief August erregt.

Deutsche Jugend. XIV.

„Ich auch nicht!“ antwortete die Frau gelassen und fuhr fort: „Dabei war er sehr geschickt. Er hat hier diese Uhr gemacht; wollen die jungen Herrn einmal daran ziehen?“

„Ah sind wir an dem berühmten Fuchschwanz? Nein, liebe Frau, da gehen wir nicht auf den Leim. Das wissen wir schon lange, daß ein Fuchschwanz den ins Gesicht schlägt, der daran zieht!“

„Nun dann sehen Sie sich noch den mehr als mannsgroßen Zirkel an, der beim Bau des Fasses benutzt wurde; alsdann gehen wir in den englischen Bau.“

Wenige Schritte nur, und wie anders war die Umgebung! Hier befanden sich einst die Räume, die der unglückliche Kurfürst Friedrich V. 1612 für seine englische Gemahlin hatte herrichten lassen.

„Wo wäre ein schönerer Fürstenthum zu finden?“ rief der alte Herr.

„Prächtigeres Grün konnte König Jacobs Tochter selbst auf ihrer Heimatinsel nicht schauen als hier. Der Burggraben und die Bergwand bis hinauf zur Mollentur haben einen selten schönen Bestand von Waldbäumen, die ihre Wipfel grüßend gegen die Fenster des Schlosses wiegen.“

„Rechts von uns liegt der Raum, der einst

einen glänzenden Banketsaal bildete; über ihm war das Theater. Folgt mir wenige Schritte zu diesen Räumen, und dem Auge bietet sich wieder der Blick in die weite Landschaft, die wir vorhin schon bewunderten. Wie herrlich war dieses Schloß und seine Umgebung, und dennoch konnte es die stolze Tochter Albions nicht befriedigen!“

„Im fernen Böhmen sich die Königskrone auf's Haupt zu setzen, dazu drängte sie ihren schwachen Gemahl, dem jede Fähigkeit fehlte den Thron zu behaupten. Schimpflich floh der „Winterkönig“ aus seinem neuen Königreiche, und bald kam der furchtbare Tilly, umlagerte und bedrängte die Stadt Heidelberg und



Der Otto-Heinrichsbau.

das Schloß auf das äußerste, bis beide in seine Gewalt geriethen und die schwere Hand des Siegers fühlen mußten.“ —

„O ihr Jünglinge,“ fuhr bewegt der treffliche Alte fort, „hier sind wir am schwärzesten Theile deutscher Geschichte angelangt, und noch späte Geschlechter sollten Gott um Vergebung anrufen, daß sich damals unser Volk während dreißig Jahren mitleidlos zerfleischte in einem Krieg,

„ . . . der also angethan,
Daß die Vergessenheit ihn nicht vergessen kann.“

Fr. v. Logau.

„Zur Hälfte hinabgestürzt ist der gewaltige Thurm, in dem die fürstlichen Freudenfeste einst ihre Stätte fanden; einsam schaut die Bildsäule des Winterkönigs hier aus einer Nische auf die geborstene Mauer. Aber die gütige Natur hat die trüben Zeugen der Schreckenstage mit lustigem Grün überzogen, und die geflügelten Sängler schlagen mit Vorliebe ihr lustiges Wohngemach hier auf.“ —

Weiter schritten die ernst gestimmten Reisenden und Georg sprach halblaut Verse aus Uhlands prächtiger Ballade: Das Glück von Edenhall:

„Die Steinwand, spricht er, springt zu Stück —
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück.“

„Warum,“ unterbrach ihn der alte Herr, „denkst du nicht viel eher an Matthijon's Elegie in den Ruinen eines Bergschlosses? Die ist hier gedichtet worden:

„Schweigend in der Abenddämmerung Schleier
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt.“

„Das scheint mir mehr für den Abend zu passen. Dagegen möchte ich jetzt die Ballade von Schwab hören, die uns erzählt, wie der böse Fritz hier die Herrn, die er gefangen hatte, zum reichen Mahle setzte, ohne ihnen Brod zu geben. Doch die kann ich nicht auswendig.“

„Ich auch nicht!“ sprach August. „Hätt' ich nur mein Balladenbuch bei mir!“

„Ja, hätt' ich!“

Der kleine Disput wäre wohl noch erregter geworden, wenn nicht der Herr Landrichter, der einige Schritte voraus gegangen war, gerufen hätte: „Hierher geschaut! Denkt euch, die Säulen an diesem Ziehbrunnen hier im Hofe sollen noch von Karls des Großen Palast zu Ingelheim herrühren.“

„O, wie interessant!“ meinte August, „da haben wir nicht nur kurfürstliche Erinnerungszeichen, sondern auch kaiserliche!“

„Ei, ei, ihr jungen Geschichtsforscher, wißt ihr denn nicht, daß dieses Schloß selbst schon der Sitz

eines Monarchen war, der ganz Deutschland beherrschte?“

Und lebhaft fiel August ein: „Gewiß! wie konnte ich nur König Ruprecht von der Pfalz 1400 — 1410 vergessen!“

„Aber,“ sagte er dann, um geschickt der Unterhaltung, die an sein historisches Wissen bedenkliche Ansprüche zu machen begann, eine andere Wendung zu geben, „wo ist denn der sogenannte „Rimmerleer“, ein Thurm, der oft mit Staatsgefangenen angefüllt gewesen sein soll?“

„Der nimmt als Gebäude weniger unser Interesse in Anspruch,“ antwortete der freundliche Herr; „seine Bedeutung liegt darin, daß er die Erinnerung wach erhält an die Härte, mit der die Rechtspflege früherer Jahrhunderte die dem Gesetz Verfallenen behandelte.“

„Da seht euch lieber das ergreifende Bild des sogenannten gesprengten Thurmes an, den ihr vielleicht schon in Abbildungen gesehen habt.“

Ein Thor durchschreitend, standen sie bald am Schloßgraben. Mitten aus schwellendem Grün startete sie der Riese mit weit aufgerissener Brust und gespaltenem Haupte an. Gerade dem Beschauer entgegen hält er den zerprengten Busen, als wölte er sagen: Siehe, so hat der Feind mich getroffen!

Wer könnte ihn sehen, den gebrochenen Nacken, ohne ergriffen zu sein!

Mußte er aber auch durch die dämonische Kraft des alles besiegenden Pulvers bersten, so liegt doch noch ungetheilt die abgesprengte Thurmsseite im Schloßgraben gerade so, wie sie einst die jetzt offene Seite des Thurmriesen deckte. —

Nun konnte Georg seinen patriotischen Gefühlen, die sich nicht immer maßvoll äußerten, nicht länger mehr Einhalt gebieten, und laut rief er: „Wehe den Franzosen, die so barbarisch in unserem Vaterland gehaust!“

„Unsinn!“ fiel August rasch ein, „wo hätten wir denn diese reizenden Ruinen, wenn sie nicht durch die Franzosen so geschaffen worden wären!“

„Gemach, meine jungen Freunde, ihr schießt beide neben die Scheibe. Georg, du solltest dir durch deine heftigen Aufwallungen den gemüthreichen Morgen nicht verderben lassen, und du, lieber August, magst bedenken, wie dir zu Muth wäre, wenn die Feinde deines Vaters Haus, das sich als Ruine vielleicht auch malerischer ausnähme als in bewohnbarem Zustande, in Trümmer legen wollten.“ —

„Uebrigens merke ich, daß ich ein alter Knabe werde, denn ich muß jetzt durchaus eine Magenstärkung haben. — Auf! dort zur Restauration!“

„Wir glauben, Herr Landrichter, auch jungen Knaben könnte eine solche nichts schaden,“ meinten die jungen Begleiter. Sie begaben sich in die nahe Wirthschaft und machten schon Anstalten sich niederzulassen.

Rasch aber flogen sie wieder von den Sitzen, als der Alte rief: „Was fällt euch ein, ihr Jungen? Hier wird nicht gefrühstückt! Du nimmst das belegte Brod, und du trägst die Gläser. Die Flasche trage ich selbst, die vertraue ich euch nicht an, und nun fort zur Terrasse!“

Wer vermöchte die Fröhlichkeit der kleinen Gesellschaft zu schildern, als sie sich auf einer Bank des herrlichen Aussichtspunktes niedergelassen hatte. —

Vor sich sahen sie wieder das Schloß, aber eine ganz neue Totalansicht war es, die sie hier genossen.

An dem erhabenen Schloßbilde vorüber glitt der Blick nieder, dem Neckar entlang, in die gesegnete sonnige Rheinebene, während die Fröhlichen im Schatten kräftiger Laubbäume behaglich ihr Frühstück verzehrten.

In der Linken hielt jeder der Knaben ein mächtiges Stück Butterbrot und in der Rechten ein Glas, mit duftendem Rheinwein gefüllt. Verstiegen sie sich auch sonst nicht zu so kostspieligem Getränke, so fanden sie es doch heute ganz in Ordnung, daß der Herr Landrichter einen „Guten“ bestellt hatte. Das erfuhren sie freilich erst später, daß ihr alter Freund den Labetrunk auf seine Rechnung genommen. —

„Nun, ihr Bursche, seid ihr denn mit eurem alten Führer zufrieden?“

Das war eine Frage, welche die Jungen mehr mit dankbaren Blicken als mit Worten zu beantworten vermochten. —

„Ihr habt jetzt die Krone des Neckars, das reizende Gebirgsthör, durch welches er in die Rheinebene

tritt, kennen gelernt. Nehmt nur das Bild recht unverlierbar in euch auf.“ —

„Gar lieblich ist aber auch Eberbach, wo der Neckar zuerst seine Heldenlaufbahn beginnt, indem er dort sich kühn zwischen die Berge drängt, die er hier wieder verläßt.“ —

„Aber auch vorher schon ist das Neckarthal lieblich wie ein Feldblumenstrauß und einladend wie ein wohlgepflegter Garten. Darum verjäumt nicht, von Eberbach einmal stromaufwärts zu wandern über Wimpfen, Neckarsulm, und wie die netten Orte alle heißen, wenigstens bis Heilbronn.“ —

Er wurde unterbrochen durch den nahen Puff einer Lokomotive.

„Um des Himmels willen, wie kommt denn hier ein Bahnzug her?“ riefen die erstaunten Knaben fast wie aus Einem Munde.

„So wißt ihr noch nicht, daß die Eisenbahn ihren Tunnel gezogen hat mitten durch den Berg, auf dem das Schloß steht?“ —

„Ja, denke ich noch an die Zeit,“ hob der gute Alte wieder an, „die ich als Student hier verlebte, so kann ich mich in all das Neue kaum mehr finden. Und wenn ihr einmal als alte Männer hierherkommt, wie wird es dann aussehen? — Nun bis da-

hin hat's gute Weile. Und jetzt stoßt noch einmal mit mir an auf einen freundlichen Abschied und auf ein fröhliches Wiedersehen!“

„Aber Herr Landrichter, Sie wollen fort? O, das macht allem Spaß ein Ende!“

„Man merkt, daß ihr noch nicht viel gereist seid. Ihr seht eine schöne Gegend — könnt ihr dort bleiben? Ihr kommt zu einem kühlen Walde — müßt ihr nicht wieder in die Sonne? Ihr begegnet in Neckarsteinach zufällig einem alten Manne, der seine Freude an euch hat, wir leben und genießen zusammen die Wanderfreuden volle vierundzwanzig Stunden — und ihr wolltet klagen, wenn die Ab-



Der gesprengte Thurm.

schiedsstunde schlägt? Seien wir dankbar für das vergnügte Zusammensein, und wenn ihr einmal in die Pfalz kommt, so besucht den alten Landrichter in N. —!

„Dürfen wir Ihnen denn einmal schreiben?“

„O ja, so oft ihr wollt, aber Antwort bekommt ihr nicht, dazu habe ich keine Zeit, wenn ich wieder hinter den Acten sitze.“ —

„Jedenfalls aber begleiten wir Sie zur Bahn, wenn Sie denn wirklich fort müssen.“

„Das werdet ihr schön bleiben lassen, es ist genug, daß ich allein durch die Sonnenhitze laufe. — Ihr genießt jetzt noch in aller Beschaulichkeit die

Schönheiten, die euch umgeben. Und nun lebt wohl.“ Die Jünglinge riefen dem freundlichen Herrn wiederholt warme Dankworte nach, aber schon schritt dieser dem Schlosse zu und that, als höre er nichts mehr davon. An einer Wendung des Weges drehte er sich noch einmal grüßend um, dann verschwand er hinter den Bäumen. —

Mit ihm verlassen auch wir die beiden jungen Freunde. Zwar verlebten sie noch manche schöne Stunde in Feld und Wald am Neckar, die kurze Spanne Zeit aber, die wir mit ihnen verlebten, war der Glanzpunkt ihrer Reise gewesen:

„Ein Abend und Morgen in Heidelberg.“

Jakob hin, Jakob her.

Ein Spiel, mitgetheilt von

H. Löwike.



Meinen jungen Freunden bringe ich heute ein Spiel, bei welchem es wenig Kopferbrechen, aber dafür desto mehr zu lachen geben wird. Es ist wohl geeignet für Groß und Klein, für Alt und Jung, und wird hoffentlich allen Theilnehmern Vergnügen machen. Ich verdanke es einem lieben Freunde, der es in Riga kennen gelernt und mich ersucht hat, es den Lesern der „Deutschen Jugend“ mitzutheilen.

Ehe das Spiel selbst beginnt, wählt die ganze Gesellschaft einen Vorsänger, der zugleich das Amt des Spielordners versteht und die eingelieferten Pfänder in Empfang nimmt. Der Vorsänger stimmt ein einfaches, allgemein bekanntes Lied an, und alle Andern singen mit, aber nur so lange, als der Vorsänger selbst wirklich singt. Denn, hält er plötzlich inne, so müssen auch die Andern aufhören, und wer dennoch weiter singt, giebt ein Pfand. Mancher von meinen jungen Freunden mag nun denken, das sei sehr leicht und könne doch gar nicht viel Pfänder geben. Aber wer das Spiel wirklich versucht, wird sogleich einsehen, daß es Pfänder regnet, wenn der Vorsänger seine Sache nur einigermaßen versteht. Er wähle nur ein ziemlich schnelles Tempo, schlage während des Singens den Tact und mache dann, wenn er aufhören will, noch eine kräftige Bewegung mit der Hand, oder eine Bewegung mit dem Munde, als wollte er noch weiter singen; so kann er sicher sein, daß einige von den Andern in die Falle gehn.

„Aber welche Lieder sollen wir denn singen?“ höre ich fragen. — Welches Lied der Vorsänger wählt, darauf kommt es eigentlich gar nicht an; nur muß das Lied und auch die Melodie einfach und recht bekannt sein. In Riga singt man:

„Jakob hat kein Brod zu Haus,
Jakob macht sich nichts daraus;
Jakob hin, Jakob her,
Jakob ist ein Zieselbär.“

Wer die Melodie zu diesem Lied nicht kennt, wird sich aus „Lasset die feurigen Bomben erschallen“, oder aus „Heute, Kinder, wird's was geben“ mit geringen Aenderungen eine passende Melodie machen können.

Nun noch einige Vorschläge. Recht geeignet zu diesem Spiel sind auch folgende Lieder:

- „Ich hatt' einen Kameraden 2c.“
- „Mit dem Pfeil, dem Bogen 2c.“
- „Immer langsam voran 2c.“
- „Sah ein Knab' ein Rösslein stehn 2c.“
- „In einem kühlen Grunde 2c.“
- „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten 2c.“
- „Kommt ein Vogel geflogen 2c.“
- „O wie wohl ist mir am Abend 2c.“

oder nach der Melodie „Mit dem Pfeil, dem Bogen“ die folgenden Reime:

„Alle müßt ihr singen;
Aber merkt wohl auf,
Hört vor allen Dingen,
Wenn es Zeit ist, auf.“

Der Vorsänger nehme das Tempo nicht zu langsam und achte besonders darauf, daß alle Theilnehmer des Spiels auch wirklich mitsingen. Wer nicht mitsingt, giebt ein Pfand, ebenso wie derjenige, welcher noch singt, nachdem der Vorsänger schon aufgehört hat.

Meine jungen Freunde werden mir gern glauben, wenn ich versichere, daß das Amt des Vorsängers sehr leicht und sehr dankbar ist. Es ist daher auch billig, daß nicht immer derselbe Vorsänger bleibt, sondern daß alle Theilnehmer des Spiels der Reihe nach daran kommen. Das Spiel wird so lange fortgesetzt, als es Vergnügen macht; und es dauert gewiß nicht lange, bis der Hut des Spielordners sich mit Pfändern gefüllt hat.

Ueber das Auslösen der Pfänder werden meine jungen Freunde in der „Deutschen Jugend“ Band XI, Heft 4, Seite 123 Auskunft finden.

Die kleine Marie.

Ein Märchen von
Heinrich Seidel.

Original-zeichnungen von Fedor Kliner.



Es war einmal ein kleines Mädchen, das hieß Marie. Vater und Mutter waren gestorben und ein böser alter Mann hatte sie mit sich genommen, der sagte, er sei ihr Onkel. Mit dem wohnte sie in einem großen wilden Walde. Wenn der Mann von der Jagd nach Hause kam, und Marie hatte nicht Alles blitzblank gepußt und das Essen gekocht und die Kuh gemolken, dann schalt er sie, schlug sie und gab ihr trockenes Brot zu essen.

Die kleine Marie arbeitete den ganzen Tag, aber sie war noch zu schwach und klein, sie konnte es nicht besser machen. Die alte Kuh mit der schönen weißen Blässe war ihre einzige Freundin. Mit der sprach sie und streichelte sie und klagte ihr alles Leid, aber helfen konnte die auch nicht.

Eines Abends hatte der Mann sie wieder geschlagen und sie hungrig zu Bette geschickt. Da lag sie in ihrem kleinen Kämmerlein und weinte. Der Mond aber sah durchs Fenster, streichelte sie mit seinen langen Strahlen und schien auf ihre Bettdecke.

„Ach du guter Mond,“ sagte die kleine Marie, „hilf mir doch!“

Der gute Mond verzog keine Miene, aber er glitt von Mariens Angesicht herunter und ließ einen hellen Schein auf ihre Bettdecke fallen. Marie erschrak fast, denn dort saß eine schneeweiße Maus und nickte ihr zu.

Sie fürchtete sich aber nicht vor den kleinen Mäusen, wie wohl andere Mädchen thun, denn wenn der Mann fort war, waren es ihre einzigen Gespielen, und manches Brosämlein hatte sie ihnen hingestrent.

Das Mäuschen sprach mit quiekender Stimme aber ganz deutlich: „Komm mit mir, du kleine Marie, wir Mäuse haben beschlossen dir zu helfen;

ich will dich hinausbringen in den schönen lustigen Wald, dort sollst du wohnen bei den kleinen Zwergen.“

„Wie soll ich mit dir kommen?“ sagte Marie, „die Thür ist verschlossen, die Fenster sind vergittert, und draußen liegt der böse Hund, der mich nicht hinauslassen darf.“

„Wir gehen durch unsere Wohnung,“ antwortete die Maus, — „wir haben draußen auch eine Hausthür.“

„Ach Gott,“ meinte Marie, — „durchs Mauseloch? Da muß ich mich ja so dünn machen wie eine Wurst!“

Das Mäuschen piff hell; da kam eine kohlschwarze Maus auf das Bett gesprungen, die trug eine schwarze Wurzel im Munde, welche sie vor Marie niederlegte.

„Da is,“ sagte die weiße Maus, „dann wirfst du so klein wie das kleinste Zwerglein.“

„Thut's auch weh?“ meinte Marie.

„Nein, aber es

schmeckt schlecht,“ sagte die Maus.

„Kärts,“ machte das kleine Mädchen; die Wurzel schmeckte herbe und sauer wie ein unreifer Holzapfel und zog ihr den Mund zusammen. Da war ihr mit einem Male, als schwebte sie in der Luft, es summete und fauste ihr vor den Ohren, und die ganze Stube schien sich herum zu drehen. Dann gab es einen Ruck und dann lag sie im Bett so nett und niedlich wie ein Wachspüppchen.

„Du Maus, wo bist du geblieben?“ sagte sie, „und was ist das für ein Berg, der auf mir liegt?“

Die Maus sah von oben auf sie herab und piepte vor Vergnügen, als sie die kleine Puppe erblickte.

„Hier bin ich,“ sagte sie, und der Berg ist deine Bettdecke, nun komm, wir wollen fort.“

„Ach Maus, ich kann nicht herunterkommen!“ rief die kleine Marie, als sie vom Rande des Bettes in die Tiefe sah.



„Das ist schlimm, daran habe ich nicht gedacht,“ meinte diese.

Doch glücklicherweise hing ein Handtuch dicht am Bettpfosten, welches bis auf die Erde hinunter reichte. Die weiße Maus erfaßte Mariechens Kleider mit den Zähnen und kletterte mit ihr hinunter.

„Ach, da ist's aber dunkel!“ rief Marie, „habt ihr kein Licht hier?“

„Nur Geduld, Marie, fasse mich an den Schwanz und gehe muthig vorwärts!“

Eine ganze Strecke ging es den dunklen Gang hinunter. Es roch gar nicht angenehm darin, nach Speckschwarten und altem Käse — das war Mäuseparfüm.

Jetzt ward es etwas heller; ein Mondstrahl fiel durch eine Manerritze und erhellte einen ziemlich großen Raum, wie es der kleinen Marie erschien; er war aber nur so groß wie eine Schachtel.

„Das ist der Familiensaal,“ sagte die weiße Maus, „hier mußt du bei uns bleiben, kleine Marie, bis es hell wird, sonst findest du nicht den Weg durch den Wald.“ Da war ein Rascheln und Rascheln in den Gängen und ein Gepiepe und Ge-krabbel, daß Marie ganz ängstlich ward. „Fürchte dich nicht,“ sagte die Maus, „es geht heute hier etwas wild her, denn wir werden diese Nacht einen Ball haben, da muß Alles in Ordnung gebracht werden; es macht viel Arbeit.“

In dem Gesellschaftssaal wurden große Vorbereitungen gemacht. Einige Mäuse leckten die Wände ab, daß sie glänzten, und der Boden ward mit Talg gebohnt. Von außen kamen Waldmäuse zum Besuch, die hatten braunrothe Kleider an und weiße Westen. Eine von ihnen brachte eine hohle Walnuß gerollt, daraus schüttete sie eine Menge Leuchtwürmer.

„Ei, die glänzen,“ sagte die kleine Marie. Diese wurden allenthalben als Lichter auf die Vorsprünge gesetzt und in der Mitte hatten die Mäuse an der Decke ein Paar Kornähren befestigt, auf die wurden auch Leuchtwürmer gesetzt.

„Ein guter Kronleuchter,“ sagte die weiße Maus, „wenn man ihn genug gebraucht hat, kann man ihn essen.“

„Schmeckt Korn gut?“ fragte Marie. „Talglicht esse ich lieber,“ antwortete die Maus, „aber das sind Geschmacksachen. Hier sollst du sitzen, kleine Marie, auf dieser halben Nußschale, — nun geht's gleich los.“

Der ganze Raum war nun festlich erleuchtet, zwar nicht recht hell, aber man konnte doch sehen, und Mäuslein haben scharfe Augen. Oben in der Wand war eine Vertiefung, da saß die Musikmaus.

„Wir haben eine Musikmaus im Walde, die wird Musik machen,“ sagte die weiße Maus. „Sie bekommt zwanzig Pfoten voll Talg und vier Walnüsse, billiger thut sie's nicht.“

„Du bist wohl hier Obermaus?“ fragte die kleine Marie.

„Ja, diese wählt man immer aus dem Geschlecht der weißen Mäuse; man sagt, wir seien klüger als die grauen.“

Nun waren alle Mäuse bereit, und die Musikmaus fing an zu singen, beinahe wie ein Vogel zwitschert. Da huschten die Mäuse hin und her, durcheinander und übereinander, es war ein sonderbarer Tanz. „Die singt aber schön,“ sagte Marie.

„Ja, sie kann gut quieken,“ meinte die weiße Maus.

Nun huschten die Mäuse bald an den Wänden herum, bald drängten sie sich zur Mitte in dichtem Knäuel, bald sprangen sie gegeneinander an, als wollten sie sich beißen, aber sie thaten nur so. Dazwischen tönte immer das Gezwitzcher der Musikmaus und als Marie hinhorchte verstand sie den Gesang:

Mischel, raschel, Mäuslein klein
Schlüpfen aus und schlüpfen ein,
Huschen hin und huschen her,
Lang und breit und kreuz und quer.
Kribbel, krabbel, in den Ecken
Weiß sich Mäuslein zu verstecken.
Mäuslein kriecht in Strauch und Busch,
Mischel, raschel, husch, husch, husch! — quiet!
Mäuslein huscht mit leisem Tritt,
Kage schleicht mit sanftem Schritt,
Mäuslein, Mäuslein, habe Acht,
Wenn die böse Kage wacht.
Kage springt mit schnellem Satz . . .
Pfeift die Maus, hat sie die Kage' — quiet! — Husch!

Husch! waren alle Mäuse in den Löchern verschwunden, als wenn wirklich eine Kage gekommen wäre. Bald aber kamen sie alle wieder hervor und dann begann der Tanz von neuem.

Das kam der kleinen Marie sehr lustig vor. Sie sang immer mit, und wenn das „Husch“ kam, klatschte sie vor Vergnügen in die kleinen Hände,

Jetzt wurden alle Mäuse hungrig vom vielen Tanzen. Es ward ein vortreffliches Nachtessen aufgetragen: Speckschwarten mit altem Käse, und als Dessert Walnüsse und Talg. Die kleine Marie bekam auch eine halbe Walnuß, davon aß sie etwas und steckte das Uebrige als Reisekost in die Tasche.

Das Essen war verzehrt und die fremden Mäuse machten sich auf den Weg nach Hause. Da sprach die weiße Maus:

„Jetzt, kleine Marie, wird es draußen Tag,

nun müssen wir gehen. Ich werde dich selbst begleiten und dich zu den guten kleinen Zwergen führen, welche tief im Walde am Zwergensee wohnen, dort bist du sicher."

"Muß ich nun immer so ganz piepsig klein bleiben?" fragte die kleine Marie. "Nein," sagte die Maus, "die Zwerge kennen die Wurzel, welche dich wieder groß macht."

Nun gingen sie durch einen langen dunklen Gang, welcher in einen Holzhaufen auslief, der schon im Walde stand.

Die Sonne war aufgegangen und glitzerte in den Thautropfen an den Grashalmen, durch welche Marie mit der Maus dahinschlief, leise, damit der böse Hund nichts merken möchte. Nachher kamen sie an einen alten Holzweg, da kletterten sie in das Geleise hinunter und liefen darin entlang, bis sie an den Bach kamen, der sich durch den Wald zog.

"Hier müssen wir weiter hinunter gehen," sagte die weiße Maus, "dort ist ein Baum über den Bach gefallen, da können wir hinüber kommen."

Als sie eine kleine Weile neben dem Bach gegangen waren, hörten sie plötzlich Hundegebell hinter sich.

"Ach Gott," rief die kleine Marie, "nun hat der Mann gemerkt, daß ich fort bin, und schickt den bösen Hund hinter uns her!"

Da hörten sie schon den Hund ganz dicht hinter sich durch die Büsche brechen.

"Verstecke dich, Marie!" rief die weiße Maus, "ich kann dir auch nicht helfen!" und — husch war sie verschwunden.

Marie lief durch das hohe Gras, schon hörte sie den Hund hinter sich schnuppern, da verlor sie mit einem Male den Boden unter den Füßen und stürzte das hohe Bachufer hinab.

Der Hund schnupperte umher, denn er hatte die Spur verloren und heulte kläglich. Dann kam der Mann dazu, fluchte und prügelte ihn und ging mit ihm fort. Bald war alles wieder ganz still. Die Maus kam aus ihrem Schlupfwinkel hervor und rief: "Marie, Marie!" aber niemand antwortete ihr. "Sie ist gewiß in den Bach gefallen und ertrunken," dachte sie und ging traurig zurück.

Die kleine Marie aber lag wohlbehalten in einer weißen Wasserrose, denn in eine solche war sie gefallen. Sie war nur betäubt von der Angst

und dem Fall, so daß sie nichts weiter mehr gehört hatte.

Als sie wieder zu sich kam, sah sie sich verwundert um, denn sie glaubte in einem goldenen Bette mit weißen Wänden zu liegen, und über sich sah sie vom Bachufer bunte Blumen und Gras nicken. Sie richtete sich vorsichtig auf — denn die Wasserrose schwanke, wenn sie sich bewegte — und sah über den Blumenrand hinaus. Aber da war Wasser ringsum und hohe Ufer. Nahe bei schwammen noch andere Wasserrosen mit breiten grünlänzenden Blättern, und große schlanke Libellen tanzten in der Luft. Mit einem Male aber duckte sie sich erschrocken hinter die Blumenblätter, denn dort auf einem breiten Blatte saß ein entsetzlich großer Frosch und starrte sie mit seinen blanken Augen an. Aber er hatte sie doch gesehen und — plump — sprang er in's Wasser und schwamm auf sie zu. "Koarz, koarz!" sagte er, "was ist das? was ist das? 'mal sehn, 'mal sehn!" Die Wasser-

rose schwanke heftig, als das dicke Thier heran kam und mit seinen Vorderbeinen daran heruntappte. Marie hatte sich vor Angst ganz zusammengekauert, da hörte sie ein Schwirren über sich, und ein wisperndes Stimmchen rief: "Steig' auf, steig' auf, kleines Mädchen, steig' auf, schnell, schnell!"

Eine große Libelle saß auf dem Rande der Wasserrose und zitterte mit den durchsichtigen Flügeln. Marie kletterte schnell auf ihren Rücken und surr ging's in die Luft. Plump! — sprang der dicke Frosch aus dem Wasser in die Höhe, riß sein rothes Maul auf und rechte seine dicke Zunge heraus, aber er konnte sie nicht erreichen.

"Koarz, koarz!" sagte er, "Dummheiten, Dummheiten!" und damit stieg er wieder auf sein Blatt.

Das ging prächtig schnell durch die Luft dahin, und so sicher und ruhig, daß Marie sich gar nicht fürchtete.

"Libelle, wohin fliegen wir?" fragte sie.

"Zur Insel," sagte sie, "die hat steile Ufer, da kann kein Frosch hinauf kommen." Mitten im Bach lag ein Felsblock mit steilen abschüssigen Seiten. Er war nicht größer als ein Tisch und mit Moos und Blumen, Erdbeeren und Heidelbeerstrauch bewachsen. Auch ein Busch Farrenkraut neigte sich über das Wasser hin und in der Mitte auf der höchsten Stelle stand sogar eine ganz kleine Fichte,



so niedlich wie ein Weihnachtsbaum für Puppen. Dahin brachte die Libelle die kleine Marie und sagte: „Kleines Mädchen, hier kannst du wohnen, baue dir ein Hüttlein unter dem Baum.“

„Ich danke dir, du gute Libelle,“ sagte Marie. Aber die surrte schon wieder hoch in der Luft und tanzte über den glänzenden Blättern der Buchen.

Da blieb die kleine Marie den ganzen Sommer lang. Sie baute sich ein kleines Hüttchen aus Moos, Gras und Spinnensäden mit einem dichten Dach, daß der Regen nicht durchdringen konnte, und spielte mit den Schmetterlingen, welche zum Besuch kamen, und mit den kleinen Käfern, welche im Moose saßen. Wenn sie hungrig war, pflückte sie eine Erdbeere, daran hatte sie einen ganzen Tag genug, und durstete sie, ließ sie sich eine Glockenblume an einem Spinnfaden in den Bach hinab und holte sich ein Tröpfchen Wasser herauf.

Die Thiere liebten die kleine Marie alle und thaten ihr zu Liebe, was sie konnten. Sie brauchte nur ein Blumenblatt vor ihre Hausthür zu legen, dann legte die erste Biene, welche vorbeikam, ein Tröpfchen Honig darauf. Auf den Libellen ritt sie aus, über den grünen Zweigen dahin im Sonnenschein. Ja, einmal hatte eine große starke Libelle sie hoch empor getragen über die Wipfel der Bäume. Da hatte sie weit hinausgesehen, Wipfel an Wipfel, und nirgends ein Ende, wie ein großes grünes Meer. — Der dicke Frosch war den Bach hinunter geschwommen und wohnte jetzt auf einem Blatt in der Nähe; zuweilen kam er angerudert, steckte seinen flachen Kopf mit dem breiten Maule aus dem Wasser und glogte sie an und quakte recht von Grund aus: „Koarz, koarz!“ Und so glogte er und quakte abwechselnd, bis es ihm langweilig ward und er wieder auf sein Blatt zurückschwamm. Dann bildete er sich ein, er hätte ihr was vorgesungen. Einmal warf sie ihm eine Erdbeere hinab. Er schwamm ihr nach und stieß mit dem Maule daran. „Koarz, koarz!“ sagte er, „Dummheiten!“ und ließ sie schwimmen. Nun ward es hoher Sommer, die Erdbeeren waren aufgezehrt, aber die Heidelbeeren saßen dunkelblau an ihren kleinen Bäumchen und Marie bekam einen ganz blauen Mund von dem Heidelbeerfaß.

Ihre Kleider waren schadhaft geworden, und sie saß unter der Farnkrautlaube über dem Wasser und machte sich neue aus Blumenblättern. Eine getrocknete Glockenblume gab einen hübschen blauen Rock. Sie nähte mit einem Wespenstachel und Spinnensäden, und besetzte ihre Kleider mit Fliegenflügeln und bunten Schilddecken von ganz kleinen

Käfern, welche sie todt auf der Insel gefunden hatte. Als Mühe trug sie eine kleine rothe Blüthe auf dem Kopfe.

Nun kam der Herbst heran, und es ward schon kalt des Nachts. Bei Tage aber war der Himmel blau und die Sonne schien warm, und in der Luft flogen weiße Spinnensäden. Einmal in der Nacht, als der Mond hell schien, erwachte sie in ihrem Bettchen von Blumenwolle von anmuthigem Singen und Gelächter lieblicher Stimmen. Sie schaute aus dem Thürchen, da wimmelte die ganze Insel von zierlichen Gestalten, nicht größer als Marie, aber so leicht und lustig wie ein Hauch. Sie tanzten Ringelreihen, und fortwährend kamen noch mehr durch die Luft auf Sommerfäden angefahren. Darauf saßen sie dichtgedrängt in langen Reihen, das sah Marie ganz deutlich im Mondschein. Plötzlich erblickten die kleinen Gestalten Marie und umringten sie.

„Wer bist du?“ riefen sie. „Bist du ein Zwerg?“ „Nein, nein, das ist ein Menschlein, ein ganz kleines Menschlein!“ riefen andere.

Dann kam ein wunderschönes Fräulein, das war gewiß die Königin, denn sie trug einen feinen Goldreif im Haar, und die andern machten ihr alle ehrerbietig Platz.

„Wie kamst du hierher, kleines Menschenkind?“ fragte sie.

Marie erzählte ihre Geschichte.

„Willst du mit uns kommen?“ sprach das Fräulein; „wir sind Elfen und reisen nach den warmen Ländern.“

„Ach ja,“ sagte Marie, „denn wenn erst Schnee fällt, dann frieren mir hier die Beine ab, und ich habe auch nichts zu essen.“

Die ganze Nacht tanzten die Elfen auf der Insel im Mondschein und Marie sah ihnen zu. Am Morgen aber setzten sie sich auf ihre Spinnensäden, nahmen Marien zwischen sich und flogen mit ihr im Morgenwind davon.

Der grüne Frosch hatte alles mit offenem Maule angesehen. Ganz verwundert schwamm er anfangs hinterher. Dann ließ er sich mit gestreckten Beinen treiben und glogte den Sommerfäden so lange nach, als er sie sehen konnte. Sie verschwanden bald in der blauen Luft, und nachdenklich schwamm er wieder auf sein Blatt zurück.

„Koarz, koarz! Dummheiten! Dummheiten!“ sagte er und verachtete die Elfen unbeschreiblich.

Den ganzen Tag flogen diese im Sonnenschein über die Wipfel der Bäume dahin.

„Wir fahren zum See,“ sagten die Elfen, „dort

im Schilf übernachteten die Schwalben, die nehmen uns mit in die warmen Länder.“ Gegen Abend glänzte das Wasser durch die Baumgipfel. Viele tausend Sommerfäden, mit Elfen dicht besetzt, kamen geflogen. Diese sammelten sich alle in einer mächtigen Eiche, welche am Seeufer zwischen den mit Moos bewachsenen Steinen stand; die Sommerfäden ließen sie weiter fliegen in die weite Welt. Als die Sonne unterging, kamen die Schwalben angefaßt wie eine schwarze Wolke und warfen sich zwitschernd und lärmend in das hohe Uferschilf. Viele Elfen flogen zu ihnen hinunter und flatterten mit ihnen im Schilf herum oder verkrochen sich in ihre warmen Federn, denn es war kühl in der Nacht und windig. Marie aber blieb bei den anderen im Baume. Die Elfen hatten sie in ein kleines Astloch gebracht, da schloß sie in einem verlassenen Vogelnest, denn sie war müde. In der Nacht aber erhob sich ein gewaltiger Sturm und Regen, und die kleinen frierenden Elfen flüchteten sich ins Schilf zu den Schwalben und Niemand dachte an die kleine Marie. Am Morgen aber in aller Frühe flogen sie alle davon über das Meer in die warmen Länder.

Die kleine Marie erwachte von dem Geträchze eines Raben, welcher über ihr im Baume sein hungriges Morgenlied sang, und rieb sich verwundert die Augen. Sie kletterte mühsam aus dem engen Astloch in die Höhe und schaute sich um. Da saß sie hoch in der alten Eiche, und ringsum war alles einsam und stille, nur der alte Rabe auf dem Aste krächzte beweglich und melancholisch, denn er hatte noch kein Frühstück gegessen und ihn hungerte sehr. Plötzlich erblickte er die kleine Marie und verstummte. Er neigte den Kopf auf die Seite und betrachtete sie nachdenklich mit dem rechten Auge, dann neigte er ihn auf die andere Seite und betrachtete sie lästern mit dem linken Auge, denn es schien ihm, das kleine Geschöpf müsse einen vortrefflichen Morgenimbiss abgeben. Plötzlich schwang er sich von seinem Ast und fuhr mit aufgesperstem Schnabel auf die kleine Marie los, welche vor Schreck in das Astloch zurückpurzelte. Es war nur gut, daß es so eng war, sonst hätte der alte Rabe sie gewiß mit seinem Schnabel herausgeholt. Nun aber flog er ärgerlich und hungrig fort über den See, und lange noch hörte die zitternde Marie sein heiseres dumpfes Krächzen.

Als sie sich von ihrem Schrecken wieder erholt hatte, sah sie von der anderen Seite einen Lichtschein in das Astloch fallen. Die alte Eiche war hohl, und als Marie vorsichtig weiter kletterte, sah sie bald tief in die dunkle Höhlung hinab und über sich den

Himmel durch das Loch hineinglänzen. Da saß sie traurig den ganzen Tag, denn sie traute sich nicht wieder hervor aus Angst vor dem Raben. Eine Heidelbeere hatte sie noch in der Tasche, die aß sie und gegen Abend schloß sie ein. Als es dunkel ward, wachte sie wieder auf und fürchtete sich sehr, denn das feuchte Holz leuchtete im Dunkeln, und über ihr in der Höhlung saß eine große Eule, die schrie: „Schuhu, schuhu!“ Bald aber flog sie leise weg und ging auf Mäusejagd. Es war schon ganz dunkel geworden, da hörte die kleine Marie unten in der Eiche seine Stimmen sprechen, und an den Wänden flackerte ein Lichtschein. Sie schaute über den Rand hinab, da sah sie unten in der hohlen Eiche kleine Männlein, mit grauen und braunen Kleidern angethan, umherlaufen und sich mit kleinen Säcken schleppen. Einige standen dabei und leuchteten mit Fackeln.

„Ach, das sind gewiß die kleinen Zwerge,“ dachte sie, „die sind gut, die werden mir helfen.“

Sie rief hinunter: „Zwerglein, Zwerglein, helft mir doch, ich sitze hier oben im Astloch!“ Ganz verwundert hoben die kleinen Männlein ihre Gesichter und schauten hinauf. Einer von ihnen aber sprach: „Wer bist du?“ „Ich bin die kleine Marie. Die Elfen wollten mich mit in die warmen Länder nehmen, und haben mich hier sitzen lassen.“

„Ja,“ sagte der Zwerg, „das sind Windbeutel, auf die kann man sich nicht verlassen; nun warte nur, wir kommen gleich.“ Bald brachten die Zwerge kleine Leitern getragen mit scharfen Haken daran, die schlugen sie, eine immer über die andere, in den Baum und kletterten immer höher damit, bis sie endlich die kleine Marie erreichten. Der stärkste nahm sie auf den Arm und stieg vorsichtig mit ihr hinunter. „Du bist kein Zwerg,“ sagte er unten zu ihr, „du bist ein Menschenkind, das fühle ich an deinem warmen Leben. Wie bist du so klein geworden?“

Marie mußte ihre Geschichte erzählen, und die Zwerge saßen mit aufgestützten Gesichtern auf ihren Säcken und hörten zu. „Arme kleine Marie,“ sagte der eine, der sie getragen hatte, wir wollen dich hier behalten in unserer warmen Höhle, daß du nicht frierst im Winter.“

Unter einer knorrigen Baumwurzel hielt ein Wagen mit sechs Mäusen bespannt. Die Zwerge luden ihre Säcke auf, setzten die kleine Marie oben darauf und gingen dann neben dem Wagen her, welcher in eine schmale und niedrige Felsenhöhle einfuhr, die sich tief ins Gestein hineinzog. Da blitzte in Fackelschein allerlei buntes Edelgestein in den

Felsen, schimmernde Goldadern zogen sich durch die Steine und von den Wänden rann das Wasser in klaren Tropfen. Zuletzt kamen sie in eine warme trockene Höhle, die war hell erleuchtet. Die Zwerge luden die Säcke ab und schütteten Nüsse und Bucheckern, welche darin waren, in Vertiefungen, welche in der Wand angebracht waren; dabei waren sie sehr geschäftig. In einiger Höhe über dem Fußboden, so daß man mit einer kleinen Leiter hinaufsteigen mußte, waren kleine Nischen in den Felsen eingehauen mit einer warmen Streu aus Moos und Blumenwolle angefüllt und einer Bettdecke aus Mausfell darüber; darin schiefen die Zwerge des Nachts. Die kleine Marie mußte sich auf ein Stühlchen setzen und sah den Zwergen zu, wie sie Nüsse auspakteten.

„Die wollt ihr wohl alle zu Weihnachten aufheben?“ fragte sie.

„Nein,“ sagten sie, „die essen wir im Winter, wenn Alles verschneit ist und wir nicht auf die Jagd gehen und keine Fische fangen können.“

Bei den Zwergen blieb Marie lange Zeit, Winter und Sommer. Sie lebte ganz vergnügt und lustig dort, spielte mit Gold und Edelsteinen und half den Zwergen bei ihrer Arbeit. Sie kletterte auch mit ihnen in den Felsen herum und fuhr mit ihnen in einem kleinen Schifflein auf dem See spazieren, wenn es ruhiges Wetter war. Im Winter fuhren sie in Schlitten mit Mäusen bespannt, oder die Zwerge liefen Schlittschuh in der Seebucht und schoben sie in einem kleinen Schlitten, der aus einer halben Walnuß gemacht war, über das Eis dahin.

Eines Tages im Frühling, es war gerade an Mariens sechzehnten Geburtstag, führten die Zwerge sie an einen Platz am Seeufer, wo große Felsblöcke im hohen Grase lagen. Dazwischen blühten kleine rothe Blumen von seltsam betäubendem Duft. Der Oberzweig riß eine von den Blumen aus und reichte Marie die Wurzel derselben.

„Da, is!“ sagte er.

Marie steckte die Wurzel in den Mund und sprach: „Wie süß schmeckt die!“ Dann aber wurde ihr mit einem Male schwindlig, die Sinne vergingen ihr und sie sank zu Boden. Als sie wieder zu sich kam, lag sie groß und erwachsen im Grase, und auf einem Fichtenzweige, welcher über sie hinragte, saßen die kleinen Zwerge bei einander und betrachteten sie.

„Ach, ihr kleinen Zwerge,“ sagte sie, „was soll ich nun machen? Nun kann ich nimmer in eure Höhle hinein und nicht mehr in meinem kleinen Bettlein schlafen.“

Der Oberzweig aber antwortete: „Es ist zu deinem Besten, Marie, warte nur geduldig; nun wirst du uns bald verlassen, und du wirst es gerne thun.“

Die Zwerge zeigten ihr eine Höhle, darin wohnte sie. Marie war wunderschön geworden. Sie schritt leicht einher wie ein Reh, und ihre langen goldenen Haare fielen bis über den Gürtel hinab. Die Zwerge schenkten ihr ein weißes Kleid, darin sah sie aus wie eine Fee. Nahe bei der Höhle weidete ein weißer Hirsch, der kam gelaufen, wenn sie ihn lockte und ließ sie auf seinem Rücken reiten. Die Zwerge besuchten sie alle Tage und plauderten mit ihr, so daß ihr nie die Zeit lang ward.

Eines Tages hörte sie Hörnerklang im Walde. Das war der junge Graf, welcher mit seinem Gefolge auf der Jagd war. Die Klänge kamen näher und näher, und plötzlich kam der weiße Hirsch durch die Büsche gebrochen, und kniete vor Marie nieder, daß sie aufsteigen sollte. Marie schwang sich auf seinen Rücken und fort stürmte er über Fels und Busch. Aber der junge Graf hatte ihn schon erschaut, stieß in sein Horn und schwang seinen Speiß und jagte auf seinem schwarzen Renner hinterher. Mit Windeseile flog der Hirsch mit Marie dahin, allein näher und näher kam der Graf. Mit Staunen erblickte er die weiße schlanke Gestalt mit den fliegenden goldnen Haaren. Er warf seinen Speiß bei Seite und gab dem Rappen die Sporen — die mußte er lebendig fangen. Der Hirsch wurde matter und matter, nun schnaupte schon das Roß dicht neben ihm, und jetzt schlang der Graf den Arm um Marie, und zog sie zu sich hinüber aufs Pferd. Erleichtert stürmte der Hirsch von dannen. Der Graf aber nahm Marie vor sich und ritt mit ihr auf sein Schloß, und da er sah, wie schön und anmuthig sie war, machte er sie zu seiner Gemahlin. Als die Hochzeit gefeiert wurde, war ein Musiciren und Jubiliren, und es ward geschmaust und getrunken nach Herzenslust. Vor dem Brautpaar auf dem Tische hatten die kleinen Zwerge ihr Tischlein stehen, und schmausten mit und tranken aus ihren Becherlein und riefen: „Hurrah!“ so laut sie konnten.



Ein Wort über das Räthsel und Räthselmachen.

Von

Otto Sutermeister.



Wann ist ein Räthsel gut?
Eben hat mir der Buchhändler drei
nagelneue „Räthselbücher“ auf einmal in's
Haus geschickt. Ich schlage das erste auf
und lese:

Wie viele Köpfe hat der Franz?
Wie viele Ohren hat der Hans?
Ich weiß ein Ding, ei wie das schallt,
Wenn laut der Fuhrmann damit knallt!
Ich weiß ein Ding, es ist von Leder,
An den Füßen trägt's ein Feder.

Klapp! schließ' ich das Buch und sage mir: Das
sollen Räthsel sein? Da ist ja gar nichts zu rathen,
nicht 'mal für meinen kleinen Friedel mit seinem beschei-
denen, kaum sechsjährigen Menschenverstand. Wo aber
nichts zu rathen ist, da ist auch kein Räthsel. Also
Räthselbuch Nr. 2 her!

Da steht:

Ich trag' die Last der Atmosphäre
Mit Allem, was sie mit sich führt;
Ich steige leicht bei ihrer Schwere
Und falle, wenn sie leichter wird.

Auflösung: Der Barometer. Ohne Zweifel! sag'
ich; geht auch im Ton schon etwas über Friedels Hori-
zont hinaus, ist aber doch offenbar noch sehr nah ver-
wandt mit dem geheimnißvollen „Ding, womit der Fuhr-
mann knallt“ — im Grund nichts weiter als eine ganz
gewöhnliche Definition oder Beschreibung des Gegen-
standes.

Da heißt's:

Hoch vom Baume komm' ich her,
Liege dann im Grase;
Wer hat dann nach mir Begehr?
Ist's vielleicht der Hase?

Auflösung: Eichel und Schwein. Ei! sag'
ich, warum nicht Pflaume und Ameise? oder Birne
und Schnecke? oder Apfel und Kind? oder alles Mög-
liche sonst! . . .

Rathe, lieber Rudolf, rath',
Welches ist die schöne Stadt,
Die uns bringt die besten Saiten?
Gleichwohl dort noch keine schneiden.

Auflösung: Darmstadt. . . . Darmstadt, sag' ich,
bringt die besten Saiten? Wie so? Und der Rudolf
soll das errathen? Warum? Und welche Sprache, welch
geistreicher Schlusssatz!

Räthsel, die mehr als eine Lösung zulassen oder
Unverständlichkeiten und Sprachverrenkungen oder gar
läppisches und garstiges Zeug enthalten, sind nicht nur
nicht gute, es sind gar keine Räthsel: sie verdienen den
Namen nicht.

Aber welches sind denn gute Räthsel? . . .

Halt! da fällt mir eine Quelle ein, wo wir uns
wohl am besten Rath's erholen können. Stehn nicht

Volkslied und Volksmärchen deshalb so hoch im Preis,
weil sie das meiste Rein-Gold enthalten? Sind nicht
darum die größten Lieder- und Märchendichter bei jenen
in die Schule gegangen? Und sollte es sich mit dem
Volksräthsel nicht ähnlich verhalten? Sollte da nicht
auch etwas zu lernen sein? Laßt einmal sehn — nehmen
wir einige vor, wie wir sie alle wohl schon viel und oft
gehört haben, z. B.

1. Es flog ein Vogel federlos
Auf einen Baum blattlos,
Da kam die Frau mundlos
Und aß den Vogel federlos.
2. Zweibein sitzt auf Dreibein und melkt Bierbein.
3. Trittst du mich, so sing' ich fromm,
Trägst du mich, mach' ich dideldom.

Was dünkt euch? Nicht wahr, das lautet schon
ganz anders? Wie frisch und munter, wie seltsam und
spannend! Mit den vorhin gelesenen Bücherräthseln
ungefähr zu vergleichen wie sprudelnder Wald- und
Bergquell mit zweifelhaftem Moor- und Teichgewässer.
Weiter!

4. Eines Vaters Kind, einer Mutter Kind,
und doch keines Menschen Sohn.
5. Es wird kleiner, wenn man dazu thut;
es wird größer, wenn man davon thut.
6. Ich red' ohne Zunge,
Ich schrei' ohne Lunge,
Ich hab' auch kein Herz

Und nehme doch Theil an Freud' und Schmerz.
Nun wächst vollends unser Erstaunen, ja fast steht
uns der Verstand still. Sonderbar! das sind ja geradezu
unmögliche Dinge, baare Widersprüche! . . . so sagten
wir uns beim ersten Anhören. Aber als wir die Lösung
vernommen hatten und erfuhren, daß 1. bedeute: Schnee
und Sonne, 2. das Milchmädchen (die Melkerin), 3. die
Orgel, 4. eine Tochter, 5. ein Loch, 6. die Glode —
da „ging uns ein Licht auf“, da folgte auf das „Sonder-
bar“ ein heiterbefriedigtes: „Und doch ist's wahr!“ Und
damit, nämlich mit diesen zwei Worten, hatten wir
eigentlich selbst ausgesprochen, woran man im Grund
das „gute Räthsel“ erkenne. Bei einem Räthsel soll
uns in der That der Verstand auf ein paar Augenblicke
„stille stehn“. Ein Räthsel muß etwas Räthselhaftes an
sich haben, das sich durch die Lösung auf eine befrie-
digende Weise aufklärt: das scheint so selbstverständlich,
daß man sich billig wundern muß, wie so viele Räthsel-
macher es nicht beachten.

Beim Sach- wie beim Wort-Räthsel hat der Räth-
selsteller entweder auf etwas allgemein Bekanntes in
einer ungewöhnlichen Weise, unter einer ungewöhnten
Beleuchtung aufmerksam zu machen, oder an bekannten
Dingen weniger beachtete Seiten und Eigenschaften in
den Vordergrund zu rücken und in neue Beziehungen zu
bringen. Immer tritt im Räthsel an die Stelle der direk-
ten Nennung des Gegenstandes nicht nur irgend eine

Umschreibung, sei es in der Form der Charakteristik, sei es in derjenigen der Frage, sondern diese Umschreibung lautet zugleich so seltsam, so widerspruchsvoll oder gar unmöglich, daß der gewöhnliche Verstand zur Aufklärung nicht hinreicht, sondern Einbildungskraft, Scharfsinn und Wig zu Hülfe kommen müssen. Bei dem Doppelsinnrätselfel (Homonym) liegt das Seltsame darin, daß ein und dasselbe Wort verschiedenerelei bezeichnen soll. Es sagt vom Wirbel z. B.

Auf dem Kopfe tragen's Alle,
In der Trommel steckt's mit Schalle
Und im schlimmen Meereschwalle.

Oder:

Ich leb' im Wasser und im Wind,
Im Tanzsaal und im Trommelfelle;
Ich kröne deinen Kopf und find'
Auch an der Geige meine Stelle.

Und vom Schein:

Ein Kind der Sonne dort, des Truges hier,
Und wieder weiter nichts als ein Papier.

Die übrigen Worträtselfel: Logogriph, Anagramm und Palindrom, haben ihr Befremdliches darin, daß die Weglassung, Zufügung oder Veränderung eines Lautes in einem Worte, oder die Verschiebung seiner Lautelemente völlige Begriffswandelungen zur Folge haben können. Sie sagen vom Greis, Reis und Eis:

Das Ganze trägt die Haare weiß,
Kopf weg — noch bleibt es immer weiß,
Hals weg — und es gerinnt zu Eis.

Vom Engel und Bengel:

Ein himmlisches Geschöpf, wie's nur eins geben kann;
Mit **B** voran ein Grobian.

Von Nadel, Nudel und Nidel (Sahn):

Mit **a** regiert's mein Nadel frisch,
Mit **n** steht's dampfend auf dem Tisch,
Mit **i** ist's Rahm gut schweizerisch.

Von Drei und Bier:

1 2 3 4 des Kinds Liebhaberei,
Jedoch ein Männertrank 1 4 3 2.

Von Rehe und eher:

Leichtfüßig sind sie wie das Glück,
Auch spricht ihr Name sich im Augenblick,
Doch eher noch zurück.

Die Charade endlich ist paradox, indem sie zeigt, wie so verschiedenartige Begriffe, als die einzelnen Bestandtheile eines mehrsilbigen Wortes darstellen, sich wiederum zu einem völlig neuen einheitlichen Begriff zusammenschließen können. So sagt sie von den Austern:

Auf der Ersten Boden
Athm' ich Blumenoden,
Nach der Zweiten guck' ich,
Und das Ganze schluck' ich.

Oder:

Auf der Ersten blinken
Tropfen und versinken;
Flimmt das Zweit' im Glanze,
Schwimmt im Meer das Ganze.

Also wann ist ein Räthsel gut? Ich fasse das Ergebniß unserer Betrachtung zu der kurzen Antwort zusammen:

Dann ist ein Räthsel gelungen,
Und dann allein,
Wenn's tönt von allen Zungen:
„Wunderbar!
Und doch ist's wahr:
Auf's Haar trifft's ein.“

Räthsel von Friedrich Güll.

1.

I.

Ich bin ein kleiner Theil von eines Vogels Kleide.

II.

Wer mich besitzt, der trägt mich sorglich in der Scheide.

I. und II.

Mein Ganzes richtet zu die Erste von der Gans,
Damit sie brauchen kann der Fritz und Franz und Hans.

2.

Du hast mich fünfmal an der rechten Hand,
Hängt sie an mir dein Kleid auf an der Wand.

3.

Der Trompeter ohne mich
kann nicht blasen Einen Ton,
Und mit **G-r** statt mit **M**
erbt mich einst des Bauern Sohn.

Auflösung der Räthsel Seite 158.

Räthsel von Friedrich Güll.

1. Anker, Anfer. 2. Steinbock, Weinstock. 3. Last, List, Lust. 4. Der Bürger, der Birge.
5. Der Diamant. 6. Das Recht.

Räthsel von Robert Löwike.

1. Buch, Bach. 2. Stirn, Stern. 3. Zange, Junge. 4. Ring, Rind. 5. Mars, Mais.
6. Schüssel — Schlüssel.



von Robert Löwike.

(Fortsetzung.)

Kapitel-Näthsel.

- X.
Viele kennen die Oper Martha genauer, als die Opern
Richard Wagners. *Jafon*
- XI.
Mächtige Töne entlockt der Sänger den goldenen Saiten;
Vieles singt er von Ruhm, vieles von Kampf und
von Sieg. *Lafing*
- XII.
Fischlein spielt ohne Arg in des Sees sich kräuselnden
Wellen.
Növe bereitet ihm schnell jähes Verderben und Tod. *Haber*
- XIII.
Auf der Höhe regiert mit eisiger Kälte der Nordwind,
Aber im herrlichsten Schmuck prangen die Auen im
Thal. *Jura*
- XIV.
Jäger und Hunde verfolgen beständig die Thiere des
Waldes,
Hasen und Rehe bedroht immer das tödtliche Blei.
- XV.
Wie! du warst in Paris, sogar in dem fernen Aegypten;
Hast Pyramiden dort nie, nie Obelisken gesehn?
- XVI.
Kings von dem feindlichen Heer war Leonidas' Schar
umschlossen.
Alle ahnten vorher nahes Verderben und Tod. *Növe*
- XVII.
Die Königin Kleopatra residirte gewöhnlich in Alexandria. *Waschar*
- XVIII.
Seht, wie der Hekla raucht und Steine und Asche hoch
in die Luft schleudert.
- XIX.
„Zielt nicht auf das Gesicht, zielt auf die Brust, Sol-
daten!“ das war die einzige Gunst, um welche Murat,

der ehemalige König von Neapel, bat, als das Todesur-
theil an ihm vollstreckt werden sollte.

- XX.
Otto I., Heinrichs starker Sohn, schlug die Ungarn im
Jahre 955.

Vorbereitende Auflösungen.

- X.
Ein Held bekannt aus der deutschen Sage.
- XI.
Ein deutscher Dichter.
- XII.
Ein deutscher Componist.
- XIII.
Eine Göttin der Griechen.
- XIV.
Eine Göttin der Griechen.
- XV.
Ein aus der griechischen Sage bekannter Name.
- XVI.
Ein aus dem alten Testament bekannter Name.
- XVII.
Ein Gott der Griechen.
- XVIII.
Ein weiblicher Vorname.
- XIX.
Eine kleine aber sehr bekannte Insel.
- XX.
Ein großer Fluß.

Auflösung der Knackmandeln Seite 159.

- I. Nero. II. Repos. III. Hermes. IV. Moskau. V. Herder.
- VI. Stein. VII. Diana. VIII. Remus. IX. Jafon.

Der Hausbau.

Von Johannes Trojan. — Original-zeichnungen von Marie Stüler.



1. Auf, laßt ein Haus uns bauen,
Darin es uns gefällt!
Der Anfang sei Vertrauen
Zu Gott, der Alles hält.
Holzhauer, schlaget Eichen
Und Tannen mir im Wald,
Daß laut von euern Streichen
Das stille Thal erschallt!

2. Ihr Zimmerleut', nicht träge
Thut auch jezt euer Theil:
Zerschneidet mit der Säge,
Behauet mit dem Beil!
Und macht es hübsch und sauber
Und nehmt es recht genau;
Dann fügen wie durch Zauber
Die Balken sich zum Bau.

3. Ihr Ziegelstreicher, rühret
Mit Eifer nun die Hand!
Fest sei, wie sich's gebühret,
Der Stein und wohl gebrannt.
Dann laßet hier uns graben
Den Brunnen mit Bedacht,
Auf daß wir Wasser haben,
Wenn Mörtel wird gemacht.



4. Kommt her mit euern Kellen,
Ihr von der Maurerzunft,
Verständige Gesellen,
Und mauert mit Vernunft!
Macht in der richt'gen Stärke
Die Mauern, fest und breit —
Und haltet euch beim Werke,
Verschwagt mir nicht die Zeit!

Zuchhe! die Krone bringen
Zum Richtfest sie herbei.
Die prangt hoch oben heute,
Wir aber freun uns daß;

Kommt, liebe Handwerksleute,
Und leert mir dieses Faß!

6. Da steht das Haus! Wir ziehen
Mit Gottvertrauen ein.
Was gut so weit gediehen,
Soll Gott befohlen sein:
Daß Feuer es verschone,
Nicht breche Sturm das Dach,
Daß Fried' im Innern wohne
Und Freud' und Wohlgemach.

5. Musik hör' ich erklingen
Und fröhliches Geschrei.

